



EDITORIAL

Stimmen die Worte und Begriffe nicht, so ist die Sprache konfus. Ist die Sprache konfus, so entstehen Unordnung und Misserfolg. Gibt es Unordnung und Misserfolg, so geraten Anstand und gute Sitten in Verfall. Sind Anstand und gute Sitten in Frage gestellt, so gibt es keine gerechten Strafen mehr. Gibt es keine gerechten Strafen mehr, so weiß das Volk nicht, was es tun und was es lassen soll. Darum muss der Edle die Begriffe und Namen korrekt benutzen und auch richtig danach handeln können. Er geht mit seinen Worten niemals leichtfertig um.

Konfuzius



ARCHIV

Ein ähnlicher Gedanke dürfte ausschlaggebend für die Bundesregierung gewesen sein, dem Jahr der Geisteswissenschaften 2007 den Schwerpunkt „Sprachen“ zu geben. Sprache ist nämlich nicht nur Kommunikationsmedium, sondern sie prägt sämtliche kulturellen Ordnungen. Ihre Erforschung ist deshalb ein Schlüssel zum Verständnis von Gegenwart und Vergangenheit, von Philosophie, Literatur, Kunst und allem, was ein Volk auch ohne schriftliche Zeugnisse hinterlässt. Schon deshalb gehören sprachwissenschaftliche Projekte seit jeher zum festen Bestandteil des Arbeitsprogramms der wissenschaftlichen Akademien: Sie stellen im Rahmen der Grundlagenforschung kritische Editionen von Texten, Fachwörterbücher und Verzeichnisse bereit und helfen auf diese Weise, eine Sprache zu erschließen und für die Nachwelt zu bewahren.

Dieses Heft von „Akademie Aktuell“ soll dem Leser einen Einblick in einige der gegenwärtig an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften geleisteten sprachwissenschaftlichen Arbeiten bieten. Diese reichen von der Erstellung des umfangreichsten lateinischen Wörterbuchs der Welt – des Thesaurus – über andere Wörterbücher wie das erste Wörterbuch zur tibetischen Sprache, das uns ganz neue Einblicke in die Kultur am Himalaya ermöglichen wird, das Bayerische Wörterbuch – eines der ältesten Akademieprojekte –, das Mittellateinische Wörterbuch, das Provenzalische Wörterbuch, das Wörterbuch der mittelhochdeutschen Urkundensprache – um nur diese zu nennen – über die editorische und kommentierende Erschließung antiker, mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Texte, die nicht nur in Handschriften und Drucken, sondern auch als Inschriften überliefert sind, bis zu grundsätzlichen Überlegungen zur Sprache, zu informationstheoretischen Grundlagen, zu Formen ihrer Verwendung, zu ihren Grenzen, zum stummen „Sprechen“, zum Verhältnis von Wort und Bild. Bei diesen Arbeiten kommen bewährte linguistische, philologische und hermeneutische Methoden ebenso zur Anwendung wie modernste elektronische Datenverarbeitung. Gerade bei ihrem Einsatz kann der unglaubliche Reichtum von Sprache, ihre ungeheure Vielfalt, erfahren werden, die selbst von größten Rechnergehirnen kaum bewältigt werden kann.

Die Beiträge greifen exemplarisch einige Schwerpunkte heraus und diskutieren einige theoretische und praktische Probleme, die sich jeweils bei der konkreten Arbeit ergeben.

Prof. Dr. Jan-Dirk Müller

Ordentliches Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und Vorsitzender der Kommission für Deutsche Literatur des Mittelalters

INHALT. AUSGABE 02/2007. HEFT 21

AKTUELL

- 4 **Neue Spitzenstellung im Höchstleistungsrechnen**

THEMA

- 6 **Geist braucht Wissenschaft**
 8 **Bild und Sprache, Bild als Sprache, BildSprache**
 13 **Sermo de Deo – Rede von Gott**
 17 **Saxa loquuntur**
 21 **„Akademische Helden?“**
 25 **Lexikographen übersetzen nicht**
 30 **Steinstelen und Blockdrucke**
 33 **Von Radlermaß bis Lehel**
 34 **Woher? Wohin?**

TAGUNG

- 40 **Wörterbuch als Inspiration**

PREISE

- 43 **Kleine Wörter – große Wirkung**

PROJEKTE

- 47 **Zur untergegangenen Tradition der Rektoratsrede**

FORSCHUNG

- 50 **Texte aus Sicht der Informationstheorie**

GESCHICHTE

- 54 **Jenseits des Mittelmeers – Diesseits des Ganges**

PERSONEN

- 59 **Wahlergebnisse 2007**
 62 **Horst Leuchtmann**
 64 **Kurz notiert**

PUBLIKATIONEN

- 66 **Biographie – Wissenschaft – Poetik**

TERMINE

- 68 **Auf den Spuren der Geisteswissenschaften**
 70 **Impressum**



WISSENSCHAFTSJAHR 2007

Geist braucht Wissenschaft

WARUM ES LOHNT, DARÜBER IM „JAHR DER GEISTESWISSENSCHAFTEN“ NACHZUDENKEN.

VON DIETMAR WILLOWEIT

Es ist kein Zufall, dass im Zeitalter der Wissenschaft, beginnend in der Aufklärung und rasant fortschreitend seit dem 19. Jahrhundert, wissenschaftliches Denken nicht nur die Natur in den Blick genommen hat, sondern auch das Wirken des Menschen und die Erzeugnisse seines Geistes. Seitdem analysiert die Vernunft nicht nur die Biologie des *homo sapiens*, sondern auch Sprachen und Dichtungen, Kunst, Musik und Psyche, historische Ereignisse und die Geschichte der Völker, ihre Rechtsvorstellungen und ihre Ökonomie; nicht zuletzt denkt das Denken über sich selbst nach. Im Zuge solcher Forschungen entdeckte der Mensch die sprachlichen und geschichtlichen Wurzeln seiner Existenz. Er begann, über die ihm eigene Kultur nachzudenken und über die Gemeinsamkeiten der Menschheit.

Die Frage nach dem Sinn der Geisteswissenschaften wird daher oft und zunächst durchaus richtig mit dem Hinweis beantwortet, es gehe ihnen um die Bewahrung und Vermittlung der kulturellen Überlieferung, um Erinnerung und Ethik, um unsere eigene Identität und um das Verständnis fremder Lebensart. Das alles ist gewiss richtig. Blickt man aber zurück auf den angedeuteten Ursprung der Geisteswissenschaften im Prozess der Verwissenschaftlichung unserer Gesellschaft, dann wird noch eine weitere Dimension sichtbar. Auch Geisteswissenschaftler haben es mit Untersuchungsobjekten, mit

Forschungsgegenständen zu tun, die ihnen ganz überwiegend in Gestalt von Texten begegnen. Als historische Dokumente oder schöne Literatur bezeugen sie menschliche Verhaltensweisen und Möglichkeiten, Krieg und Frieden, Verbrechen und selbstlosen Opfersinn. Ein ungeheures Forschungsfeld liegt in der bis zur Gegenwart reichenden Menschheitsgeschichte vor uns,

ein Szenarium, dessen Bedeutung für unser Selbstverständnis sich mit dem Gewicht der Lebenswissenschaften für unsere Gegenwart wohl messen kann. Deshalb spricht die viel zitierte Redeweise von den „zwei Wissenschaftskulturen“ nur eine halbe Wahrheit aus. Zwar verfügen die Geisteswissenschaften in der Regel nicht über die Möglichkeit des Experiments, wie die





Naturwissenschaften. Sie können ihre Ergebnisse also nicht einem geplanten Wahrheitstest unterwerfen. Aber insofern arbeiten auch Geisteswissenschaftler empirisch, als sie ihren Forschungsgegenstand mit Hilfe rational nachprüfbarer Methoden und daher überwiegend erfahrungswissenschaftlich untersuchen.

Zwei Wissenschaftskulturen

Ein faktisch wichtiger Unterschied zwischen Natur- und Geisteswissenschaftlern freilich ist festzuhalten. Die Geisteswissenschaften haben es mit Forschungsthemen zu tun, die im Gegensatz zur sinnlich erfahrbaren Natur nur gedanklich

präsent sind: die Entwicklung der französischen Sprache, die Theologie Martin Luthers, die Politik Napoleons usw. Geisteswissenschaftler sind daher mit ihren eigenen Vorstellungen beteiligt, wenn sie das Objekt ihrer Forschungen auswählen oder – richtiger – erst selbst schaffen. Der Forscher bleibt mit dem zu erforschenden Gegenstand untrennbar verbunden. Für die Naturwissenschaften gilt im Prinzip zwar dasselbe. Aber weil die Natur objektiv vorgegeben ist, also vom Wissenschaftler nicht erst „erfunden“ werden muss, fällt das Problem nur bei ganz neuen Forschungsgebieten auf, bei der Umweltforschung etwa – was dazu gehört, bestimmt der Wissenschaft-

ler selbst. Im Übrigen profitieren die Naturwissenschaften von der Überzeugungskraft der empirischen Grundlagen dieser Welt und den daraus zu gewinnenden glanzvollen Ergebnissen. Deren erwiesene Nützlichkeit schneidet alle weiteren Fragen nach dem Sinn der Naturwissenschaften ab, so dass auch die zugehörige Grundlagenforschung nicht in Frage gestellt wird.

Geisteswissenschaftler dagegen müssen begründen, welchen Sinn ihre begreiflicher Weise viel subjektiver angelegten Forschungen haben sollen. Und da ist zu befürchten, dass der bloße Hinweis auf das Bedürfnis, sich in die eigenen und fremden kulturellen Traditionen zu vertiefen, zu kurz greift. Zu nahe liegt der naive Vorwurf, dies sei in großen Zügen doch alles bekannt und bedürfe daher keines großen Forschungsaufwandes mehr. Doch im Blick auf die Menschheitsgeschichte und die geistigen Werke des Menschen drängt sich die Frage nach dem „Warum“ von Krisen und Kriegen ebenso auf wie die Notwendigkeit, die politischen, sozialen und mentalen Bedingungen friedlicher Zeiten und glücklichen Lebens genauer kennen zu lernen. Dazu bedarf es zahlloser kleiner Forschungsschritte. Aber die Ziele solcher Forschung sollten vielleicht manchmal mutiger gesetzt werden, als dies bisher geschehen ist. Die „Warum“-Frage beherrscht die Naturwissenschaften. Sie auch in den Geisteswissenschaften häufiger zu stellen, als dies bisher geschehen ist – dies wäre ein konstruktiver Beitrag zum „Jahr der Geisteswissenschaften“, von dem diese großen Gewinn erwarten könnten.

Der Autor ist seit 2006 Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.



Kopien der Michelangelo-Fresken aus der Sixtinischen Kapelle im Sitzungssaal der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.





LEIBNIZ-RECHENZENTRUM

Neue Spitzenstellung im Höchstleistungsrechnen

Die Aufstockung der Rechnerkapazität und der Zusammenschluss mit anderen deutschen Rechenzentren stärkt die Position des LRZ als Zentrum für Supercomputing.

VON ARNDT BODE

Zwei Meldungen aus den Monaten April und Mai 2007 dokumentieren die internationale Spitzenstellung des Leibniz Rechenzentrums LRZ der Bayerischen Akademie der Wissenschaften im Hinblick auf das wissenschaftliche Rechnen. Zum einen wurde der Ausbau der zweiten Stufe des Bundeshöchstleistungsrechners SGI Altix 4700 auf nun 9.728 Prozessoren und 39 TBytes Hauptspeicher abgeschlossen. Zum anderen hat sich das LRZ mit den Rechenzentren in

Der Bundeshöchstleistungsrechner SGI Altix 4700 im neuen Leibniz-Rechenzentrum in Garching bei München verfügt nun über einen Hauptspeicher mit 39 Terabytes.

Jülich und Stuttgart zum Gauß-Zentrum für Supercomputing GCS zusammengeschlossen, das sich um einen deutschen Standort für ein europäisches Zentrum für Supercomputing bewirbt.

60.000.000.000.000 Befehle pro Sekunde

Die neue Ausbaustufe des HLRB II bearbeitet mit ihren knapp 10.000 Prozessorkernen etwa 60.000 Milliarden Befehle pro Sekunde und ist damit derzeit unter den zehn leistungsfähigsten Rechnern der Welt. Dabei kommt die neue „Multicore“-Technologie zum Einsatz: jeder Prozessorchip vom Typ Intel Itanium 2 Montecito umfasst zwei unabhängige Prozessorkerne, die gleichzeitig zwei getrennte Programme bearbeiten können. Aber auch die Hauptspeicherstruktur des Systems ist

ungewöhnlich leistungsfähig. Durch die spezielle Verbindungsstruktur (einen so genannten „fetten Baum“ mit Cachekohärenz) können bis zu 512 Prozessoren über einen gemeinsamen Speicher miteinander kommunizieren, der die Kapazität von 2 TBytes hat (2.000 Milliarden Bytes). Kein anderes derzeit weltweit verfügbares System liefert einen größeren gemeinsamen Speicher, der vor allem für die schnelle Kommunikation zwischen parallelen Elementen eines gemeinsamen Programms wichtig ist. Das Foto

zeigt die Rechnerinstallation im neuen Gebäude auf dem Forschungsgelände in Garching.

Mit dem jetzigen Systemausbau hat das LRZ einen Rechner im Angebot, der für zahlreiche Anwendungsgebiete von der Astrophysik über die Bioinformatik bis zu Ingenieurwissenschaften und Medizin dringend benötigte neue Erkenntnisse liefern wird. Das System ist deshalb rund um die Uhr durch wissenschaftliche Projekte aus Deutschland bzw. Europa ausgebucht.





Gauss Center for Supercomputing e. V. gegründet

Am 13. April 2007 wurde das Gauss Center for Supercomputing e. V. gegründet, das als Mitglieder zunächst die drei Bundeshöchstleistungsrechenzentren in Stuttgart, Jülich und in Garching bei München vereinigt. Der Vereinsgründung vorausgegangen war die gemeinsame Studie der Länder Bayern und Baden-Württemberg mit der Erarbeitung eines Konzepts zur Einrichtung und zum Betrieb eines deutsch-europäischen Zentrums für Höchstleistungsrechnen in den Jahren 2005 und 2006 sowie die im vergangenen Jahr im Auftrag des BMBF erstellte HPC-Allianz-Studie: „High Performance Computing in Deutschland – Argumente zur Gründung einer strategischen Allianz“. Unmittelbarer Anlass für die Gründung des Vereins waren die Pläne der EU, im 7. Rahmenprogramm das wissenschaftliche Höchstleistungsrechnen als eine

Infrastrukturaufgabe zu fördern. Damit wird das Supercomputing als eine Schlüsseltechnologie mit großer Bedeutung für die weitere Entwicklung in Europa anerkannt und Supercomputerinstallationen auf die gleiche Stufe gestellt wie Geräte zur Fusionsforschung, Forschungssatelliten oder -schiffe zur Erforschung der Klimaentwicklung. Das Gauß-Zentrum ist die Einrichtung, die Deutschland in der Konkurrenz um den Standort eines europäischen Supercomputers vertritt, der gestützt von der europäischen Union durch vorbereitende Fördermaßnahmen im 7. Rahmenprogramm in den Jahren 2009 bis 2011 installiert werden soll. In der Leistungsfähigkeit und den Kosten für Beschaffung und Betrieb wird ein solcher Rechner um etwa eine Größenordnung über den Bundeshöchstleistungsrechnern liegen und damit erstmalig die Leistungsfähigkeit entsprechender Zentren in USA und Japan erreichen.

Die Ziele des GCS sind vielfältig. Es dient als organisatorische Basis für die Koordination der Betreiber der nationalen Höchstleistungsrechner und sorgt für eine nachhaltige Versorgung der computergestützten Wissenschaften in Deutschland und Europa mit Rechenkapazität der obersten Leistungsklasse mit speziellem Schwerpunkt im Bereich der technisch-industriellen Anwendungsprobleme. Es sorgt für Interoperabilität zwischen den Zentren und optimiert die Verfügbarkeit der verschiedenen Rechnerarchitekturen und Beschaffungen. Neben dem Betrieb des Rechners mit absoluter Spitzenleistung, dem so genannten Capability Computing, betreibt das GCS aber auch die enge Kooperation mit den Ebene-1-Rechnern, die die breite Nutzerbasis in der HPC-Allianz in Deutschland schaffen. GCS setzt sich weiterhin für die Ausbildung

im wissenschaftlichen Rechnen ein, die Entwicklung von innovativen Simulationstechniken, liefert methodisch orientierte Benutzerunterstützung und sorgt für Schulung, Training und Austausch von Wissenschaftlern. Der Zugang zu den Zentren der HPC-Allianz wird über das D-Grid realisiert. Alle Zentren treten gemeinsam in der Zeitschrift „inSiDE“ auf und pflegen einen gemeinsamen Web-Auftritt www.gcsf.de.

Erster Sprecher des GCS ist Prof. Dr. Achim Bachem, der Vorstandsvorsitzende des Forschungszentrums Jülich. Ein Wechsel der Sprecherschaft zwischen den Leitern der Bundeshöchstleistungsrechenzentren ist beabsichtigt. Für den ersten Rechner der europäischen Spitzenklasse ist eine Leistung von einem Petaflop oder mehr vorgesehen. Ein solcher Rechner kann also in der Sekunde 10^{18} Rechenoperationen (1 Million Milliarden Rechenoperationen) ausführen. Will man etwa Experimente aus der Fusionsforschung simulieren, so muss ein solcher Rechner trotzdem noch bis zu einer Woche am Stück diese Leistung erbringen, um die gewünschten Resultate zu liefern. Viele andere Anwendungen von der Luft- und Raumfahrt bis zur Klimaforschung haben entsprechend hohe oder höhere Leistungsanforderungen. In den USA wird daher bereits über ein Programm des Departments of Energy (DOE) die Entwicklung von Exaflop-Rechnern in einer Serie von internationalen Tagungen vorbereitet. Diese Rechner werden dann 10^{21} Befehle pro Sekunde ausführen können.

Der Autor, seit 2007 o. Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, ist o. Professor für Informatik und Vizepräsident der Technischen Universität München.



DEUTSCHE LITERATUR DES MITTELALTERS

Bild und Sprache, Bild als Sprache, BildSprache

ÜBER DAS INTERMEDIALE ZUSAMMENWIRKEN VON KUNST UND LITERATUR IM MITTELALTER.

VON NORBERT H. OTT

Am Anfang war das Bild. Lange vor der Verankerung des menschlichen Gedächtnisses im Medium der Schrift fungierte das Bild als Träger von Informationen und als Instanz der Kommunikation. Und selbst im Zeitalter der Schriftlichkeit materialisiert sich Mnemose im Gedächtnis des sich Erinnernden als Bild: Die Schrift, die ihr angeblicher Erfinder, der ägyptische Gott Thot, König Thamos anempfahl, weil sie sein Volk weiser und erinnerungsfähiger mache, war schließlich eine Schrift aus Bildern.

Einerseits werden Mythos, Literatur und Alltagswissen in einer auf der Sprachebene durch Mündlichkeit geprägten Kultur lange vor ihrer schriftlichen Tradierung und Speicherung über das Bild vermittelt und bewahrt, andererseits wirkt der bildhafte Signalcharakter der Schrift im Schriftmedium selbst noch bis ins Druckzeitalter in der figürlichen und der historisierten Initialen weiter. Bild und Schrift geronnene Sprache verschränken sich während des ganzen Mittelalters zu einer untrennbaren Einheit.

Abb. 1:
Auge und Ohr als Türen zum Gedächtnis.
 Ulrich von Pottenstein, Übersetzung der Cyrillischen Fabeln. München, Bayerische Staatsbibliothek, cgm 254, Bl. 21'.

Bild und Wort, Auge und Ohr

Auf zwei Wegen – *peinture* und *parole* (Bild und Wort) – und durch zwei Türen – Auge und Ohr –, so der französische Autor Richard de Fournival im Prolog seines um 1240 verfassten *Bestiare d'Amours*, dringt Wissen, dringt jede Erkenntnis und Information ins menschliche Gedächtnis – worauf schon bald französische Bestiaire- und deutsche Fabel-Handschriften mit Illustrationen hinwiesen (Abb. 1).

Bild und Sprache gehen besonders in der Überlieferung volks-sprachlicher Literatur eine innige

Verbindung ein. Es ist auffallend, so der Princeton Germanist und Kunsthistoriker Michael Curschmann, dass „mit dem Wachstum volkssprachlicher Schriftlichkeit im 12. und 13. Jahrhundert [...] eine steigende Tendenz verbunden [ist], den neuen literarischen oder auch pragmatischen Inhalten zugleich visuellen Ausdruck zu verleihen“.

Volkssprache und Bild

Zahlreiche Texte, die außer im lateinischen Original auch in volkssprachlichen Versionen tradiert wurden, gelangten erst dort zur Illustration: So ist z. B. nur einer

der gut 150 lateinischen Codices der Cyrillusfabeln bebildert worden, während von den 19 Manuskripten der deutschen Übersetzung Ulrich von Pottensteins zehn mit Illustrationen und sechs weitere mit Leerräumen zur Aufnahme von Bildern vorliegen. Der *ordo judicarius Belial* des italienischen Kanonisten Jacobus de Thermo wurde ausschließlich in seinen volkssprachlichen Versionen illustriert. Gleiches gilt auch für die *Augsburger Chronik* Sigismund Meisterlins: Unbebildert blieben die 15 Handschriften der lateinischen *Chronographia Augustensium*, reich illustriert wurden



die neun Manuskripte der deutschen Fassung und ihrer Bearbeitungen.

Für die Status-Definition volkssprachlicher Schriftlichkeit hat das Bild offensichtlich eine wesentliche Rolle gespielt. Lateinische Bilderhandschriften in zweisprachigem Gebrauch, gewissermaßen an der Schnittstelle zur volkssprachlichen Kultur, waren die Verbindungsglieder, die sowohl das Entstehen einer volkssprachlichen Ikonographie als auch den Literarizitäts-Status der Volkssprache befördert, wenn nicht gar initiiert haben. So fügten in dem gegen Ende der 70 Jahre des 12. Jahrhunderts wohl in Trier geschriebenen lateinischen Gebetbuch der Hildegard von Bingen (München, Bayerische Staatsbibliothek, clm 935) spätere Benutzerinnen, wohl im letzten Drittel des 13. Jahrhunderts, manchen Illustrationen knappe deutsche Prosa-Beischriften hinzu. Im ebenfalls lateinischen sog. *Lilienfelder Andachtsbuch* von etwa 1200 (Wien, Österreichische

Nationalbibliothek, Cod. 2739*) sind zeitgleich den gut 70 Miniaturen deutschsprachige Vers-Erläuterungen beige-schrieben worden. Zwei lateinische Breviere vom Ende des 12. Jahrhunderts mit eingestreuten deutschen Texten (Graz, Universitätsbibliothek, Cod. 287 und Cod. 763) für den Gebrauch der Chorfrauen des Augustinerstifts Seckau werden von Leben-Jesu-Bilderzyklen eingeleitet.

Offensichtlich hat diese ikonographische Akzentuierung des Beginns lateinischer Gebets- und Andachtsbücher mit volkssprachlichen Einsprengeln programmatischen Charakter: Die dem lateinischen Textcorpus vorangestellten Bilderfolgen konkretisieren die heilsgeschichtliche Relevanz des im Text Gebotenen wie umgekehrt die Texte diese Heilsgeschichte liturgisch vergegenwärtigen.

Text-Bild-Kontemplation

Dass eine solche „Einspeisung“ der Volkssprache in lateinische Frauen-Gebetbücher eine vorausgegangene Text-Bild-Kontemplation bezeugt und fixiert, demonstriert augenfällig ein um 1215 vermutlich in Bamberg entstandenes, aber kurz darauf in Böhmen von einer Frau gebrauchtes, privates Andachtsbuch (New York, The Morgan Library, Ms. M. 739), das ausschließlich lateinische Texte enthält: Stundengebete, Meß- und Andachtstexte, die Litanei und den kurzen Psalter. Diesem Text voraus steht ein Zyklus von 32 ganzseitigen, in



je drei Register gegliederten Bildtafeln, die in 96 Einzelszenen die biblische Geschichte von Luzifers Abfall bis zur *Majestas Domini* vergegenwärtigen. In die Rahmen dieser Miniaturen, manchmal auch in Spruchbänder innerhalb der Bildszenen eingeschriebene deutsche Beischriften erläutern die Darstellungen, wie etwa auf Bl. 20^r, wo in fünf Szenen die Ereignisse von Christi Geburt bis zum bethlehemitischen Kindermord dargestellt sind (Abb. 2).

Die Volkssprache setzt damit das bildlich Vorgestellte zur Andachtspraxis in Beziehung: Die Benutzerin der Handschrift rezitierte die – theologisch verbindlichen – Andachtstexte lateinisch, während sie über den bildlich vermittelten biblischen Geschichten volkssprachlich meditierte. Von solcherart Bemühen, über das Bild zugleich Anschluss an die volkssprachliche Vergegenwärtigung des Texts zu gewinnen, profitiert letztlich die Volkssprache, indem sie auf dem Umweg über das Bild auf den literarischen

Abb. 2:
Christi Geburt, Verkündigung an die Hirten (oben);
Hi. Drei Könige, Flucht nach Ägypten (Mitte);
bethlehemitischer Kindermord (unten).
Aus dem *Cursus Sanctae Mariae*. New York, The Morgan Library, Ms. M. 739, Bl. 20^r.

Abb. 3:
Ein Engel geleitet die Landtiere in die Arche Noah. Bildvorspann einer Psalterhandschrift. Baltimore, The Walters Art Museum, Ms. W. 106, Bl. 26^r.



Abb. 4: Status lateinischer Schriftlichkeit gehoben wird.
Dietrich von Bern befreit Sintram aus dem Drachenmaul. Bilder als Interpretationshilfen Kapitell im Chorumgang des Basler Münsters, Ende 12. Jh.

Dies gilt übrigens nicht nur für die deutsche Volkssprache. Mehrere französische und englische Psalter-Handschriften des 13. Jahrhunderts stellen dem lateinischen Textcorpus ebenfalls bibelgeschichtliche Bilderzyklen voran, die von Beischriften in anglo-normannischer Sprache begleitet werden. Auf stilistisch besonders hohem Niveau tut dies ein heute auf mehrere

Abb. 5: Bibliotheken verteilter Codex, der um die Mitte des 13. Jahrhunderts im Atelier des Oxforder Buchmalers William de Braille entstand.
Der Erzähler in seiner Erzählung. Aus: Wolfram von Eschenbach, Willehalm. München, Bayerische Staatsbibliothek, cgm 193, III, Bl. 1^v.

Während der mit figürlichen Illustrationen und üppigen Bordüren verschwenderisch ausgestattete Textteil mit einem der New Yorker



Dietrichs Sage Sintrams Befreiung aus dem Drachenmaul durch Dietrich von Bern (Abb. 4).

Und noch im Zeitalter bereits etablierter Schriftlichkeit, als nahezu alle deutschsprachige Literatur in Handschriften aufgezeichnet wurde, findet deren unmittelbare Rezeption in sekundärer Mündlichkeit statt: In Richard de Fournivals eingangs erwähntem Gleichnis ist aufneh-

Handschrift vergleichbaren Inhalt sich heute im Stockholmer Nationalmuseum (Codex B. 2010) befindet, teilen sich das Pariser Musée Marmottan Monet und das Walters Art Museum in Baltimore (Ms. W. 106) den Bildvorspann.

Auf Bl. 2^r der Folge in Baltimore besteigen die Landtiere, geleitet von einem Engel, die Arche Noah (Abb. 3). *ceo e[st] l['] jarche noe*, steht über der Miniatur, darunter wird der Bildinhalt volkssprachlich erläutert: *de cumanda noe fer un arche a tres astages e ke il me[ist] lens lui e sa fe[m]me es sa treis fiz. cham e sam e iafet e lur fe[m]mes e de bestes e de volatilie ii e ii* (Gott befahl Noah, eine dreistöckige Arche zu bauen, und brachte darein sich selbst, seine Frau und ihre drei Söhne Sem, Ham und Jafet und ihre Frauen und Tiere und Vögel, je zwei und zwei).

Die Bedeutung des Hörens

Die volkssprachliche Literatur des Mittelalters ist lange nur mündlich tradiert worden. Manche literarischen Gattungen, etwa die Heldenepik, gelangten erst sehr spät zur Schriftlichkeit, wurden jedoch lange vor ihrer Speicherung im Schriftmedium bereits in Bildern „erzählt“, wie etwa aus dem Stoffbereich der

mendes Organ für die Sprache nicht etwa das lesende Auge, sondern das hörende Ohr: Die Schrift wurde im Vorgang des Lesens in mündliche Sprache überführt, um durch die Tür des Ohres den Weg ins Gedächtnis zu finden. Besonders anschaulich vermitteln diese Situation mehrere Illustrationen einer heute nur noch fragmentarisch erhaltenen, wohl in den 70er Jahren des 13. Jahrhunderts im ostmitteldeutschen Raum entstandenen Handschrift von Wolframs von Eschenbach *Willehalm*-Epos (München, Bayerische Staatsbibliothek, cgm 193, III; Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum, Hz 1104-1105 Kapsel 1607).

Sprechende Bilder

Sämtliche Seiten dieser Handschrift sind in eine Text- und eine wie ein Text in mehrere Zeilen gegliederte Bildspalte aufgeteilt (Abb. 5); in die Illustrationen integrierte Initialen verknüpfen das Bild mit der illustrierten Textpassage. Diese Bilder sind jedoch nicht szenisch angelegt, sondern – wie ein sprachlicher Satz – aus ikonischen Einzelementen – Gebärdefiguren, Attribute, Architekturzitate – wie aus Wörtern zusammengesetzt, die der Bild-, „Leser“ nicht anders als einen aus sprachlichen Elementen

gebauten, schriftlich fixierten Satz zusammenfügen muss. Auf einigen dieser Blätter steht zwischen den die Epenhandlung illustrierenden Figuren eine blau gekleidete männliche Person, die mit lebhafter Geste beider Hände auf eben diese Handlungselemente verweist. Es ist dies der in seiner Erzählung anwesende Erzähler der Geschichte, der z. B. im oberen Bildregister von Bl. 1^v der Münchener Fragmente rechts auf Willehalm – durch den in die Hand gestützten, geneigten Kopf als Trauernder charakterisiert – und links auf zwei Personen mit ungewöhnlicher Kopfbedeckung zeigt:

Jene Juden, Heiden und Ketzer des Texts, die, obwohl allesamt Ungläubige, dennoch zum Mitleid bewegt worden wären, hätten sie nur von Willehalms übermäßigem Schmerz erfahren können. In der Bildzeile darunter erläutert der Erzähler den Grund der Trauer des Markgrafen Willehalm, indem er auf die in der Schlacht gefallenen Vasallen und Verwandten mit der ebenfalls im Trauergestus dargestellten Mutter Willehalms links und den trauernden Helden rechts zeigt. Zwischen Erzählerfigur und erzählter Figur schiebt sich der Kopf von Willehalms zuhause zurückgelassener Gattin Gyburc, vom Erzähler

dem Helden mittels der Gebärdensprache in Erinnerung gebracht und zugleich dem Bildbetrachter, die Textaussage in ikonographische Signale übersetzend, bildlich vergegenwärtigt.

Bild und Erzählung

Struktur und Inhalt dieser Illustrationen rufen die Rezeptions- und Vortragssituation mittelalterlicher epischer Literatur auf, die, wie ein Theaterstück heute noch, im schriftlichen Speichermedium gleichsam „begraben“ war und erst im mündlichen Vortrag je neu entstand. Das durch die Sprache – die Schrift im Codex – Vermittelte erreicht sein Publikum erst über den mündlichen Vorgang des Erzählens oder Vor-Lesens. Die Schriftspalte dieser handschriftlichen Text-Bild-Einheit vermittelt somit das Element der Mündlichkeit, während die Bildspalte dem der Schriftlichkeit im neuzeitlichen Sinn entspricht: Mit seinen Augen „liest“ der Rezipient die Bilder, während er die Texte als Hörer aufnimmt.

Verschränkung von Sprache und Bild

Sprache und Bild, die, wie Richard de Fournivals Auge-Ohr-Gleichnis deutlich macht, während des gesamten Mittelalters als einander gleichberechtigte Medien der Informationsvermittlung begriffen wurden, verschränken sich in den handschriftlichen Überlieferungsträgern mitunter so eng, dass damit ein gleichsam neues Sprache und Bild nicht nur addierendes oder, wie in den *Willehalm*-Fragmenten, die Sprachebene im Bild reflektierendes Medium generiert wird. Wohl um die Mitte des 13. Jahrhunderts entstand im Umkreis bayerischer und österreichischer Benediktinerklöster und Augustiner-Chorherrenstifte ein zunächst auf Lateinisch, dann ein Jahrhun-

Abb. 6: Oben: Grablegung Christi (Mittelmedaillon), Joseph wird in den Brunnen geworfen (links), Jona und der Wal (rechts); unten: Höllenfahrt Christi (Mittelmedaillon), David und Goliath (links), Simson tötet den Löwen (rechts); je vier Propheten in den kleinen Medaillons. Lateinisch-deutsche *Biblia pauperum*. Berlin, Staatsbibliothek – Preussischer Kulturbesitz, Ms. germ. fol. 1362, Bl. 7^v.



Katalog der deutschsprachigen illustrierten Handschriften des Mittelalters

Ein Akademie-typisches Langfristprojekt wie der Katalog der deutschsprachigen illustrierten Handschriften des Mittelalters, der die etwa dreieinhalbtausend bebilderten Manuskripte der deutschen Erzähl- und Sachliteratur zu sammeln und zu beschreiben sich vorgenommen hat, mag auf den ersten Blick als bloße positivistische Materialzusammenstellung erscheinen. Doch ohne die Aufarbeitung und Bereitstellung solcher Materialien müsste jede Frage, die von Historikern und Literaturwissenschaftlern, Kodikologen und Theologen, Kunst- und Medizinhistorikern oder welcher auch immer mit unserem kulturellen Gedächtnis befassten Disziplin gestellt wird, ohne Antwort bleiben. Auch Erkenntnisse über das intermediale Zusammenwirken von Sprache und Bild im Mittelalter wären ohne eine solche Materialbasis nicht möglich.

dert später in lateinisch-deutschen und rein volkssprachlichen Fassungen tradiertes, streng typologisch angelegtes Text-Bild-Werk, dessen Codices weder als illustrierte Texthandschriften noch als mit Beischriften versehene Bilderfolgen begriffen werden können: die sog. *Biblia pauperum*.

Der Typus der Armenbibel

Die Gebrauchssituation dieser „Armenbibeln“ ist bis heute ungeklärt; sicher dienten sie kaum als kurzgefasster Bibelersatz für Scholaren und Kleriker niederen Standes. Die Adressaten waren wohl auch keine illiteraten Laien, denn die Text-Bild-Folge repräsentiert ein theologisch höchst differenziertes, zuweilen auch spitzfindiges System typologischer Bezüge zwischen Altem und Neuem Testament, und die enge Verschränkung von Text und Ikonographie erforderte zum Wiedererkennen und Verstehen der theologischen Aussage Vorwissen und detaillierte Bibelkenntnisse. In der Urfassung enthält die *Biblia pauperum* 34 mit Texten versehene Bildgruppen, deren jede aus einer neutestamentlichen Darstellung – dem Antitypus – und zwei alttestamentlichen Vorbildern – den Typen – besteht, sowie aus Brustbildern

von vier Propheten, den Zeugen des Alten Testaments, die auf den Antitypus vorauswiesen und damit sowohl die heilsgeschichtliche Einheit beider Testamente als auch die Erfüllung des im Alten Verheißenen in der Wirklichkeit des Neuen bezeugen (Abb. 6).

Dazu treten erläuternde Texte: die Prophetensprüche, meist in Spruchbänder oder Medaillonrahmen einbeschrieben; ferner sog. *tituli* in Leoninern, die Typus und Antitypus begleiten, und schließlich knappe Lektionen, die die biblischen Ereignisse beschreiben und typologisch erklären; außerdem stehen häufig Namensbeischriften bei den Personen. Immer zwei solcher Bildgruppen sind im ursprünglichen Modell auf einer Handschriftenseite zusammengefasst und korrespondieren mit der gleichermaßen organisierten Bildtafel der Gegenseite: Je zwei auf einander gegenüberliegenden Buchseiten verteilte Bildgruppen schließen sich so zu einer unter einem gemeinsamen Thema stehenden Vierergruppe zusammen. Nach diesem Organisationsprinzip besteht die älteste Fassung der

Biblia pauperum aus acht vierteiligen Themengruppen und einer zweiteiligen, die zusammen ein von der Menschwerdung des Gottessohnes bis zur Gründung und dem Triumph der Kirche reichendes Programm ergeben.

Das Zusammenwirken von Sprache und Bild

In keiner dieser Bildtafeln kommt weder der zum Text geronnenen Sprache noch dem Bild Priorität vor dem jeweils anderen Medium zu: Beide transportieren und erläutern gleichermaßen und gleichberechtigt Wissen, gerade in ihrem gegenseitigen Bezug aufeinander. Nicht das Bild ist der Sprache oder die Sprache dem Bild sekundär hinzugefügt, vielmehr resultieren beide als Einheit aus der gleichen Denkform, bei der Sprache und Bild als Träger symbolischer Beziehungen ihre reale Bedeutung transzendieren und sich umgekehrt der Denkprozess in symbolischen Zeichen konkretisiert.

Im Zusammenwirken von Sprache und Bild wurde im Mittelalter Welt erkannt, beschrieben und interpretiert. Erst als im Verschriftlichungsprozess der Neuzeit das Sprachmedium die alleinige Deutungshoheit übernahm, ist dieses bi-, ja multimediale Denk-, Darstellungs- und Wissensvermittlungs-Modell verschüttet worden, das mit seiner Möglichkeit zur mehrdimensionalen Verknüpfung und in seiner nicht-linearen Struktur vieles vorweggenommen hat, was heute als alleinige Errungenschaft der elektronischen Medienkultur gilt.

Der Autor ist Wissenschaftlicher Sekretär der Kommission für Deutsche Literatur des Mittelalters und zuständig für den „Katalog der deutschsprachigen illustrierten Handschriften des Mittelalters“.



MITTELALTERLICHE GEISTESWELT

„Sermo de Deo“ – Rede von Gott

SPRACHGRENZEN ALS PROBLEM IN DER MITTELALTERLICHEN PHILOSOPHIE UND THEOLOGIE.



VON ROLF SCHÖNBERGER

Das Wort „Theologie“ stammt aus der Philosophie. Platon hat es geprägt (Platon, Staat 379a). Seine Unterscheidung verschiedener Theologien, d. h. verschiedener Weisen, von Gott zu sprechen, hat der römische Universalgelehrte Varro Augustinus vermittelt. In seinem Werk *Über den Gottesstaat* hat sich Augustinus ausführlich mit den antiken Gotteslehren – Theologien – auseinandergesetzt und unterscheidet dabei eine Theologie der Dichter, des Staates und eine der Vernunft. Nur bei Letzterer geht es um Wahrheit, nicht um Konvention, Opportunität und politische Funktionalität.

Von der Antike zum Mittelalter

Was aber heißt „Theologie“ in der Zeit, in der sie noch nicht Bezeichnung einer universitären Wissenschaft ist? Augustinus Antwort:

Sie ist überhaupt Rede von Gott, *sermo de Deo*. (Augustinus, *Über den Gottesstaat*, VIII, 1). Im Laufe der folgenden Jahrhunderte hat sich nicht nur eine mächtige Tradition der Auslegung der Heiligen Schriften mit ihrer Kanonisierung bestimmter Bezeichnungen und Ausdrucksweisen entwickelt, sondern auch eine Tradition der Reflexion auf die Grenzen der menschlichen Sprache.

Theologie als Wissenschaft

Dies ist nur teilweise veranlasst dadurch, dass die kanonischen Texte dem lateinischen Westen weitestgehend lediglich in Übersetzung zugänglich waren, und ist auch nicht vollständig erklärt durch den kritischen Geist gebildeter Leser. Schon in den Texten selbst wird etwa von der Reue Gottes geredet, andererseits aber gefragt, ob er damit nicht bloß wie ein Mensch sei (vgl. 1 Sam 15, 29 mit Num 23, 19). Diese Interpretationsbedürftigkeit wird nun im hohen Mittelalter auf eine neue Weise befriedigt: In der Scholastik kommt es im Zuge einer allgemeinen Verwissenschaftlichung des Wissens auch zu einer Verwandlung der Theologie in ein Universitätsfach. In dieser Zeit vollzieht sich auch die Rezeption der Schriften des Aristoteles und neuplatonischer Texte, in denen einerseits Gott positiv als höchste Substanz, andererseits als ein Wesen gedacht wird, bei dem die Sprache des Menschen an ihre

Grenzen stößt und sich streng genommen nur noch die Unausprechlichkeit aussprechen lässt.

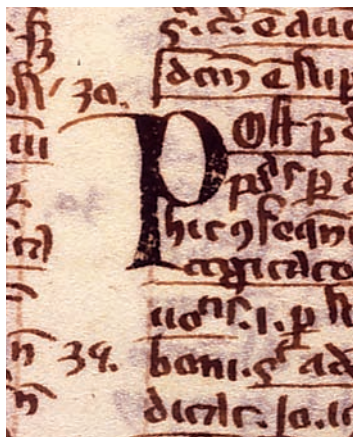
Erste Systematisierungsversuche

Im 12. Jahrhundert ist eine lange Reihe von Versuchen unternommen worden, die gewaltige Stoff- und Textmasse zu ordnen. Berühmt ist Peter Abaelards *Sic et non* (Ja und Nein). Er wendet sich gegen die Voraussetzung, die anderwärts, etwa bei Anselm von Laon und seinem Kreis gemacht wird, wonach die Aneignung der Tradition unmittelbar möglich sei.

Älteste Darstellung des Hl. Augustinus. Mosaik in der Kapelle Sancta Sanctorum in der Bibliothek von Papst Gregor dem Großen im Lateran aus dem 6. Jahrhundert.



AUGUSTINUS, WIKIPEDIA



Abaelard hat nicht weniger als 158 Problemstellungen systematisch geordnet, zu denen er einschlägige, aber widersprüchlich anmutende Texte der christlichen Überlieferung zusammengestellt hat. Dies sollte keine Destruktion der Tradition sein, denn im Prolog stellt er eine Reihe von Regeln auf, wie man im Falle divergierender Autoritäten verfahren sollte: Man müsse etwa prüfen, ob ein Satz, der durch eine entgegengesetzte Aussage in Frage gestellt ist, in einem echten Werk steht, ob der Autor wirklich in eigener Person spricht oder nur eine Lehrmeinung referiert oder ob er die Äußerung später etwa revidiert hat. Indirekt zeigt er aber damit, dass die überlieferten Texte nicht Gegenstand einer gänzlich unvermittelten Inanspruchnahme sein können. Durchgeführt wird eine solche Aneignung freilich nicht.

Die Sentenzen des Lombardus

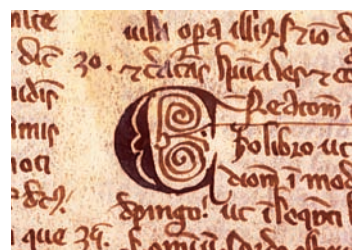
Abaelards Buch ist extrem schmal überliefert. Der spätere Bischof von Paris, der Langobarde Petrus Lombardus, hat einen neuen Versuch der systematischen Ordnung theologischen Wissens, dokumentiert in den „Sentenzen“ der Kirchenväter, gemacht. Es sollte ein Lehrbuch sein, und insofern brauchte es nicht vor Originalität zu strotzen. Dies ist ihm gut gelungen. Es wurde jedoch ein äußerst erfolgreiches Buch. Beginnend im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts wurde es allmählich zum Lehrbuch an allen theologischen Fakultäten Europas. Jeder

angehende Magister der Theologie hatte über dieses Werk Vorlesungen zu halten. Die Regelung war ziemlich lange in Geltung, noch bis ins 16. Jahrhundert.

Auf diese Weise sind etwa 1.400 Kommentare entstanden – die Früchte dieser Vorlesungen. Dies sind gewiss nicht 1.400 intellektuelle Großereignisse, aber alle bedeutenden und mediokren Gestalten der Theologie jener Epoche haben sich in dieser Gattung bewegt. Dabei sind aufwändige Texte entstanden. Von namhaften Autoren wie Albertus Magnus, Thomas von Aquin, Aegidius Romanus etc. liegen bis heute noch keine kritischen Editionen ihrer Texte vor. An der Bayerischen Akademie wird seit geraumer Zeit ein Projekt verfolgt, bei dem einige dieser Sentenzen-Kommentare, die durch ihre historische Stellung von besonderem Gewicht sind, ediert und damit einem weitaus größeren Kreis von Forschern zugänglich gemacht werden.

Theologie als Sprachproblem

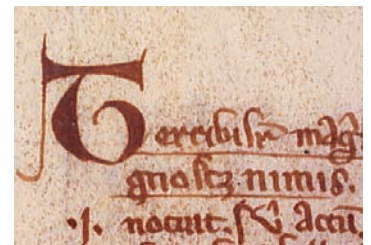
In seiner Sammlung von Sentenzen hat Petrus Lombardus am Anfang des 1. Buches auch Reflexionen zur



Möglichkeit menschlicher Rede von Gott, *sermo de Deo*, zusammengestellt. Dies wurde nur in der ersten Phase im eigentlichen Sinne „kommentiert“, später vielmehr zum Anlass genommen, über die Theologie als Sprachproblem, über die Möglichkeiten und Grenzen menschlicher Rede nachzudenken. Um die Spannweite dieser Gedan-

ken einigermaßen ermessen zu können, empfiehlt es sich, zwei besonders paradigmatische Kommentare zu den *Sententiae* herauszugreifen. Aus den 50er Jahren des 13. Jahrhunderts ist der Kommentar des Thomas von Aquin überliefert, den er später in Italien vermutlich zu überarbeiten begonnen hat. Dieses Projekt ist aber sicherlich nicht weit gediehen. An dessen Stelle tritt dann eines der berühmtesten Werke des mittelalterlichen Denkens überhaupt: die *Summa theologiae*.

Am Anfang des 14. Jahrhunderts arbeitet zuerst in England, dann ebenfalls in Paris, der Franziskaner Johannes Duns Scotus an seinem Sentenzen-Kommentar. Die Zahl der Fassungen und Varianten ist unübersichtlich und daher die Diskussion darüber kontrovers.



(Einen wirklich weiterführenden Beitrag hierzu verdankt die Scotus-Forschung einem Mitarbeiter der Kommission: K. Rodler, *Die Prologe der Reportata Parisiensia des Johannes Duns Scotus*, Innsbruck 2005.)

Thomas von Aquin geht davon aus, dass die Bedeutung der Worte, die uns im Alltag und in der Wissenschaft zur Verfügung stehen, sich auf die Dinge bezieht, die uns durch unsere natürlichen Möglichkeiten bekannt sind. Wie steht es aber damit, wenn wir dieselben Worte für ein Wesen verwenden, von dem wir keine durch unsere Sinne und die darauf aufbauende Erfahrung Erkenntnis haben? Die Antwort kann ja nicht lauten, dass sich diese Frage für eine Offenbarungsreligion

nicht stellt. Denn auch als Gottes Wort verwendet die Bibel Worte, um deren Bedeutung es ja geht. Selbst wenn wir etwa ein Gesetz, einen Richter, eine Steuerregelung „gerecht“ nennen, ohne dies an einer ausdrücklichen Definition von Gerechtigkeit gemessen zu haben, so ist doch die Frage, was es heißt, wenn man Gott gerecht nennt. Die religiöse Überlieferung gibt ihm aber auch andere Namen wie Barmherzigkeit, Allmacht, Güte. Schließen sich diese aus? Wieso kann man einer Wirklichkeit, die als schlechthin einfach gelten muss, überhaupt mehrere Prädikate zusprechen?

Scholastische Fragestellungen

Die Fragen der Scholastik werden sogar noch radikaler: Wenn man Gott als ein schlechthin einfaches Wesen denken muss, weil alles, was irgendwie strukturiert oder komplex ist, einen Grund für diese Strukturierung oder Komplexion braucht, mit dem Wort Gott aber der erste Grund aller Wirklichkeit gemeint ist, wie kann man davon überhaupt in sinnvoller und wahrheitsfähiger Weise sprechen? Müsste der Mensch nicht angemessenerweise verstummen und schweigen?

Die mittelalterlichen Denker entwickeln ihre Lehren durchweg in Auseinandersetzung mit anderen Lösungsversuchen. Der große jüdische Arzt und Rabbiner Maimonides, dessen Werk aus dem späten 12. Jahrhundert schon bald ins Lateinische übersetzt worden ist und zumal bei den Dominikanern große Aufmerksamkeit gefunden hat, hat gesagt, dass unsere Worte tatsächlich nur in einem negativen Sinne zu verstehen sind. Wenn wir also vom lebendigen Gott sprechen, können wir nicht meinen, Gott sei den uns bekannten Lebewesen ähnlich, sondern nur, er sei nicht wie die toten Dinge.



CITTÀ DEL VATICANO, BIBLIOTECA APOSTOLICA VATICANA, OTTOB. LAT. 294, FOL. 41^r

Schematische Darstellung („divisio“) und Erläuterung der unterschiedlichen Weisen, wie von Gott gesprochen werden kann. Aus: Richard Fishacre, *In primum librum Sententiarum, Distinctio 22.*

Thomas verneint diese und andere Auslegungen. Dies sei – das Kriterium ist bezeichnend! – keine angemessene Rekonstruktion der religiösen Rede. Der Gläubige würde in diesen Erläuterungen seine Intentionen sozusagen nicht wiedererkennen. Unsere Worte und Sätze meinen die göttliche Wirklichkeit selbst, aber auf eine ganz unvollkommene Weise. Unsere Sätze sind komplex, bestehend aus Subjekt und Prädikat, Gott ist es aber nicht. Aber diese Sätze müssen ja die Wirklichkeit, auf die sie sich beziehen, keineswegs abbilden.

Die Sprache der Religion

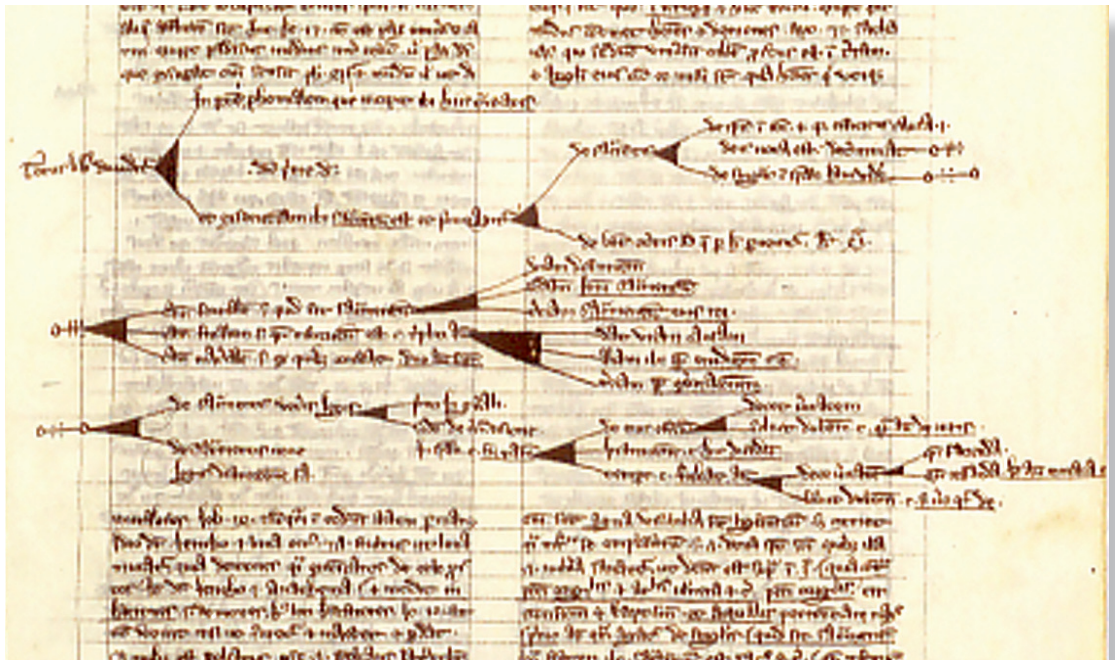
Die religiöse Sprache ist also immer interpretationsbedürftig. In dieser Interpretation werden solche Bezeichnungsweisen (*modi significandi*) negiert, nicht aber der semantische Gehalt. Wenn

sich dieser in der Übertragung auf Gott ebenfalls änderte, wüssten wir nicht mehr, was wir sagen – die Sprache der Religion würde unverständlich. Sie ist aber philosophisch und theologisch rekonstruierbar, doch diese Rekonstruktion zeigt gleichzeitig, dass den Worten, Bildern und Ausdrucksweisen immer Momente anhaften, welche als aufgehoben gedacht werden müssen. Wir beziehen Prädikate zunächst nur auf einzelne Fälle, d. h. auf endliche Weisen der Realisierung, nicht auf ihren Inbegriff. Darin liegt das Recht und die Unabdingbarkeit der „negativen Theologie“ begründet.

Die Kommentare des Duns Scotus

Die berühmte Lehre des Thomas, wonach alle göttlichen Namen in einem analogen Sinne zu ver-

Gliederung („divisio textus“) des vierten Buches von Petrus Lombardus’ „Liber Sententiarum“. Aus: Richard Fishacre, In quartum librum Sententiarum.



CITTÀ DEL VATICANO, BIBLIOTECA APOSTOLICA VATICANA, OTTOB. LAT. 294, 262

stehen sind, hat im Mittelalter niemand so tiefgreifend kritisiert wie Duns Scotus. Auch er tut dies in seinem Kommentar zu den *Sentenzen*. Ein Wort kann zu seinen Bedeutungen nur zwei Verhältnisse haben: Es hat entweder *eine* Bedeutung oder *mehrere*. Es gibt keine besondere Form der Vieldeutigkeit. In Wahrheit kann man aber auch zeigen, wie man zu ganz eindeutigen Gehalten kommt. Bei Begriffen von schlechterdings allgemeiner Bedeutung wie etwa *seiend* lassen sich die Differenzen – etwa *endlich/unendlich* – von diesem allgemeinen Gehalt unterscheiden. Wenn aber keine Differenzen mehr enthalten sind, handelt es sich um einen eindeutigen Begriff.

Duns Scotus lehrt damit erstmals die Eindeutigkeit des Seinsbegriffs und wird damit schon an der Wende zum 14. Jahrhundert zum Vorläufer des Rationalismus. Der Scotismus ist vielfach auch die Quelle für die Terminologie des neuzeitlichen Rationalismus (Descartes, Leibniz, Spinoza). Mit jener These von der Eindeutigkeit

des allgemeinsten Begriffs wird zugleich die Tradition des Neuplatonismus verdrängt (er kommt erst in konkurrierenden Traditionen wieder zur Geltung). Eine negative Theologie ist damit überflüssig. Auf eine solche können wir nach Scotus auch gar nicht hinauswollen: Weder negative Erläuterungen noch negative Bezeichnungen („*un-endlich*“) können das Ziel menschlicher Rede von Gott sein. *Negationes non summe amamus*, wir lieben nicht Negationen im höchsten Maße.

In vielen früheren *Sentenzen*-Kommentaren – aus welcher Tradition auch immer stammend – wird zudem die Regel aufgestellt, dass die Benennung immer

der Erkenntnis folgt. Auch dies bestreitet Duns Scotus. Wir können nicht nur im Falle der Rede von Gott mitunter die besondere, d. h. einzelne Wirklichkeit genauer und bestimmter bezeichnen als erkennen. Wir können, etwa mit dem Tetragrammaton, auf eine bestimmtere Weise Gott meinen als den Gehalt begrifflich erläutern. Die neu entdeckte Sonderstellung der Individualität macht sich hier unverkennbar geltend.

Der Autor ist Ordinarius für Philosophie an der Universität Regensburg und Vorsitzender der Kommission für die Herausgabe ungedruckter Texte aus der mittelalterlichen Geisteswelt.



Sentenzenkommentar des Richard Fishacre
 Die Handschriften-Abbildungen in diesem Beitrag stammen aus dem *Sentenzenkommentar* des 1248 gestorbenen Dominikaner-Mönchs Richard Fishacre (Città del Vaticano, Biblioteca Apostolica Vaticana, Ottob. lat. 294). Dieses Werk, der erste an der Universität Oxford entstandene Kommentar zu den *Sentenzen* des Petrus Lombardus, wird von der Kommission für die Herausgabe ungedruckter Texte aus der mittelalterlichen Geisteswelt der Bayerischen Akademie der Wissenschaften kritisch ediert.

EPIGRAPHIK

Saxa loquuntur

KANN EIN STEIN ZU UNS SPRECHEN? EIGENTLICH WOHL NICHT. DAS GERADE WOLLEN ABER DIE BESCHRIFTETEN STEINE DES MITTELALTERS UND DER FRÜHEN NEUZEIT.

VON CHRISTINE
STEININGER

In-schriftensteine wurden „für die Ewigkeit aufgerichtet“, um Mitwelt und Nachwelt etwas mitzuteilen, um mit Zeitgenossen und Nachgeborenen zu kommunizieren. Sei es die Bauinschrift an der Kirche, die den Ruhm des Stifters verkünden sollte, sei es das Brotmaß am Rathaus, das für alle Interessierten festlegen sollte, wie groß und schwer ein Brot in diesem Gemeinwesen zu sein hatte. In-schriften als schriftliche Zeugnisse auf beständigem Material haben fast immer einen Öffentlichkeitscharakter. Sie wollen einem wie auch immer bestimmten Adressaten etwas mitteilen, zu ihm sprechen, ihn zu einem bestimmten Handeln veranlassen.



Verborgene Inschriften

Selbst Inschriften auf den Glocken, die ja meist unzugänglich hoch im Turm hängen, sind nicht frei von dieser Vorstellung. Häufig tragen sie Gebetsinschriften oder Inschriften apotropäischen Charakters. Wann immer die Glocke geläutet wurde – so die Vorstellung – wurde auch der Inhalt ihrer Inschrift durch den Klang in die Welt getragen. Ähnliche magische Vorstellungen können für viele verborgene Inschriften angenommen werden.

Einfache Mitteilungen

Die einfachste Form der Mitteilung, die eine Inschrift macht, ist die Bezeichnung einer Sache – so wird z. B. durch die Namensbeischrift auf einem Nimbus ein Heiliger identifiziert, um jede Verwechslung auszuschließen. Natürlich kann ein solcher Hinweis auch ein wenig eleganter verpackt sein, wenn einem Propheten z. B. ein Spruch aus seinem Buch beigelegt wurde. Genauso klar ist die Zuordnung eines Gegenstandes oder eines Landes an seinen Besitzer durch eine Inschrift wie z. B. auf einem Grenzstein, der zwei Territorien scheidet, oder auf einem Geschütz, das durch die Inschrift dem entsprechenden Regiment zugeordnet wird, bis hin zum Namensvermerk auf dem Löffel oder Humpen eines Ratsherrn in einer Ratsstube.

Belehrung und Zeugnis

In-schriften können und wollen aber meist noch wesentlich mehr. So



wird ihnen häufig die Aufgabe zuteil, zu ermahnen und zu befehlen. In den Ratsstuben finden sich oft Inschriften, die die Ratsherren über ihre Pflichten aufklärten. Wann immer ein Ratsherr die Amtsräume betrat – so die Vorstellung – sollte er sich der Ansprüche erinnern, die das Amt an ihn stellte.

In-schriften können Zeugnis ablegen. Sei es für ein ungewöhnliches



In-schrift auf dem Nimbus der Maria auf dem Hochaltar, Kloster Adelberg, Baden-Württemberg, 1511.

Bauinschrift mit Brotmaß, Oppenheim, Rheinland-Pfalz, Katharinenkirche, 1317.

Hochwassermarke, Oberhausmuseum, Passau 1501.

historisches Ereignis wie es historische Nachrichten wie die Hochwassermarken in zahlreichen an Flüssen gelegenen Städten tun, sei es für die erfahrene Gnade in den Votivtafeln eines Wallfahrtsortes.

Inschriften als Propagandamittel

Inschriften können auch Politik machen, z. B. Propaganda für einen Fürsten. So ließ der um die Herrschaft ständig mit dem Domkapitel ringende Fürstbischof Urban von Trenbach allein in der Stadt Passau 15-mal auf von ihm restaurierten Gebäuden sein Wappen mit Beischrift anbringen, sicher nicht zuletzt, um den Untertanen stets vor Augen zu führen, wem sie – modern gesprochen – die Verbesserung der Infrastruktur verdanken. Am häufigsten findet sich inschriftliche Propaganda schon seit der Antike auf einem der alltäglichsten Gegenstände, dem im Umlauf befindlichen Münzen.

Die Grabinschriften

Nicht nur Information, sondern die Bitte zu handeln, enthält der größte Teil der uns überlieferten Inschriften des Mittelalters und der frühen Neuzeit: Inschriften, die in Verbindung mit dem Totengedenken stehen. Ihre Funktion war zunächst und vor allem, die Erinnerung an den Verstorbenen und das Gebetsgedenken für ihn sicherzustellen. In der katholischen Kirche gilt der Gläubige – ob tot oder noch lebendig – als Mitglied der *ecclesia militans*. Er hatte im Leben hoffentlich einen guten Kampf gekämpft und war dann gestorben, um im Fegefeuer oder in den Fällen außerordentlicher Heiligkeit auch schon in der Gnade der Gottesschau das Jüngste Gericht zu erwarten. In dieser Periode des Wartens konnte der Verstorbene zwar nichts mehr für sein Seelenheil tun, seine Mitchristen

Epitaph des Hans Drechsel und der Eva Althamer. St. Georgskirche, Dinkelsbühl, 1565.





konnten jedoch weiterhin zu seiner Erlösung beitragen, durch fürbittendes Gebet und andere Gnadenmittel.

Das Gebetsgedenken galt es also sicherzustellen. Besaß man das nötige Geld und den nötigen Einfluss, tat man das schon zu Lebzeiten durch fromme Stiftungen und durch ein Grabdenkmal, das so positioniert war, dass möglichst viele Mitchristen an ihm vorbeikamen und den Verstorbenen in ihr Gebet einschlossen.

Entwicklung der Grabinschriften

Zu Beginn des Mittelalters setzten Adelige und Kleriker einfache Platten mit kurzen lateinischen Texten, die Namen und Todestag (für das Jahrtagsgedenken des Verstorbenen) enthielten. Bei Adelligen wurden die Angaben oft durch ein Wappen ergänzt. Durch die großen Verluste und die vielfältigen Umgestaltungen, die die Orte der Bestattungen (meist Kirche und Kreuzgang) im Laufe der Jahrhunderte erfahren haben, wissen wir noch viel zu wenig über die Rolle der Positionierung der Gedenkschriften, die keineswegs immer oder vielleicht sogar nur selten mit dem Ort der Bestattung identisch waren. Ortswahl muss jedoch wichtig gewesen sein, da sie ja mit der Häufigkeit des Gedenkens durch Vorübergehende unmittelbar verbunden war.

Im Laufe der Zeit wurden die Denkmäler dann sehr viel aufwändiger, die Informationen, die die Steine uns geben, viel ausführlicher. Gebetsrufe und Bitten um Fürbittgebet ergänzen die Angaben zur Person. Der Verstorbene wird durch Angaben zu Familie und Laufbahn näher gekennzeichnet. Neben den Wappen werden nun oft figürliche Darstellungen der Verstorbenen auf die Platten gesetzt.

Epitaph der Barbara
Langenmantel.
St. Georgskirche,
Dinkelsbühl, 1471.



Das Aufkommen des Bürgertums in den Städten führt zur Entstehung des Familiendenkmals. Der Bürger und seine Ehefrau sind Gegenstand von Grabinschrift und Gebetsformular. Die deutsche Sprache hält Einzug in die Inschriften – hier im Süden Deutschlands bereits um 1400, im Norden etwas später. Die Formulare werden immer ausführlicher. Regional stark variierende, mehr oder weniger ausführliche Gebetsformeln kommen in Mode. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts wird die Grabplatte dann durch das Epitaph abgelöst. Neben der Sprache ist es jetzt das Bild, das zum Betrachter und potentiellen Fürbitter spricht. In den mehrteiligen Denkmälern können neben das Formular der Grabinschrift weitere Texte treten. Gebetsanrufungen, Zitate aus Liturgie und Bibel laden zum ausführlichen Gebetsgedenken, aber auch zur Meditation der eigenen Sterblichkeit ein.

Obwohl die Jenseitsvorstellung der Reformation ein Fürbittegebet für den Verstorbenen nicht kennt, wird das Grabdenkmal auch in den lutherischen und reformierten Gebieten übernommen. Bekenntnis, Belehrung, ehrendes Angedenken sind es, die hier im Vordergrund der Texte stehen. Die Texte werden bis in das 18. Jahrhundert hinein immer ausführlicher. Ganze Lebensläufe, auch Neigungen und Ansichten kann man aus den Inschriftentexten entnehmen. Ein Rückgang setzt erst im 19. Jahrhundert ein.

Die Autorin ist wissenschaftliche Mitarbeiterin der Kommission für die Herausgabe der deutschen Handschriften des Mittelalters und der frühen Neuzeit (Münchner Abteilung).



THESAURVS LINGVAE LATINAE

„Akademische Helden“?

ELEKTRONISCHE DATENBANKEN MACHEN DIE LEXIKOGRAPHISCHE GRUNDLAGENFORSCHUNG KEINESFALLS ÜBERFLÜSSIG.

VON HUGO BEIKIRCHER

In schönem Einklang mit dem herrschenden Zeitgeist machte sich Johannes Willms in einem Feuilletonbeitrag der „Süddeutschen Zeitung“ vom 11. Februar 2004 – unter dem ironischen Titel „Akademische Helden“ – über die Langsamkeit deutscher Akademieprojekte lustig: Als Beispiele nannte er das Goethe-Wörterbuch und den Thesaurus linguae Latinae, denen er als leuchtendes Vorbild die Balzac-Konkordanz gegenüberstellte, die ein japanischer Professor im Alleingang und in bloß 20 Jahren vollendet hatte. Ist es denn wirklich so, dass es heute genügt, etwa die 5.542 Belege des Stichwortes *travail* bei Balzac digitalisiert zur Verfügung zu haben, d. h. in nackter alphabetischer Ordnung, wie sie von einem Sortierprogramm in rein mechanischer Weise erstellt wird? Oder war dem Feuilletonredakteur schlichtweg der Unterschied unbekannt zwischen einer Wortkonkordanz und einem Wörterbuch, das dort anfängt, wo jene aufhört? Wozu überhaupt die Mühe, ein ausführliches Wörterbuch aus den Quellen zu erarbeiten? Natürlich will ein solches auch – wie die Konkordanz – das Belegmaterial eines Wortes zusammenstellen; aber erst, nachdem die einzelnen Stellen gründlich durchgearbeitet sind im Hinblick auf verschiedene Bedeutungen, syntaktische Gebrauchswesen, sachliche und formale Besonderheiten. Nach diesen Kriterien wird der Wörterbuchartikel aufgebaut, der es dem Benutzer schließlich ermöglichen soll, rasch das ihn interessierende Detail zu finden,

ohne alle (z. B. 5.542) Belege durchhackern zu müssen auf der Suche nach einer Sonderbedeutung.

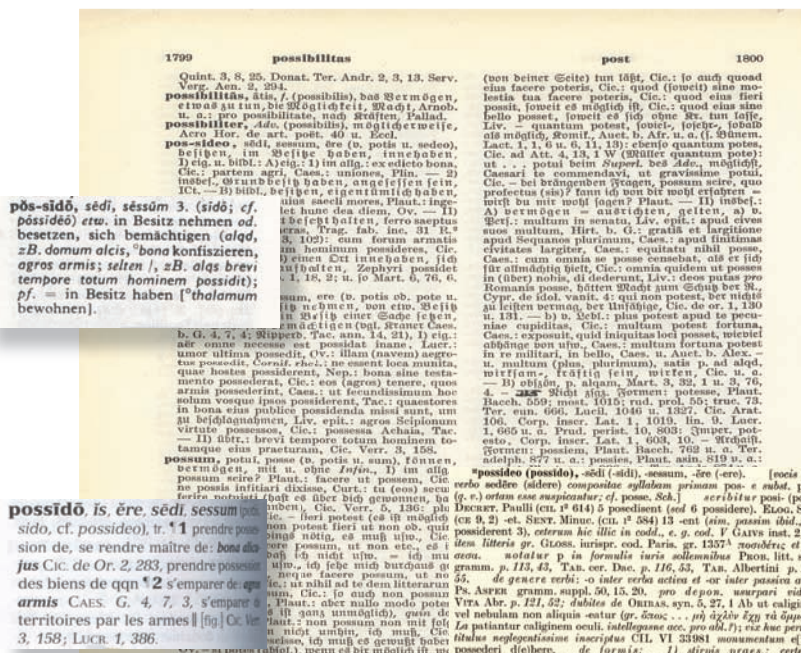
Wie erschließt man einen Schatz?

Nun trifft es im Falle des Lateins natürlich nicht zu, dass es vor dem Thesaurus keine brauchbaren Lexika gegeben hätte; wenn jedoch trotzdem im Laufe des 19. Jahrhunderts der Wunsch nach einer völligen Neubearbeitung des lateinischen Wortschatzes immer dringender wurde, dann vor allem deshalb, weil die neu entwickelten Methoden der Textkritik eines möglichst sicheren sprachlichen Fundamentes bedurften, um die Varianten und möglichen Verderbnisse in der Überlieferung besser beurteilen zu können. Daher sollte ein Wörterbuch entstehen, das nicht einfach überkommene Ansichten weiter fortschreibt, sondern direkt aus dem Studium jeder einzelnen Textstelle erwächst, indem einerseits jeweils die Problematik der handschriftlichen Überlieferung berücksichtigt wird, andererseits die in Kommentaren und modernen Übersetzungen sowie in der Sekundärliteratur gebotenen Interpretationen – vor allem im Verhältnis zu den übrigen Belegen desselben Stichwortes – kritisch überprüft werden. Die „Sicherung und Herstellung der Schriftsteller-texte“ war ein Hauptpunkt in dem positiven Gutachten, das Theodor Mommsen dem Plan eines Thesaurus linguae Latinae ausgestellt hatte. Hinzu kam ein wachsendes sprachwissenschaftliches Interesse, das sich von der normativen, am



Sprachgebrauch der Klassiker orientierten Grammatik abwandte und der Betrachtung des Lateins anderer Zeiten und Stilebenen widmete. Daraus ergab sich gebieterisch die Forderung nach einem Lexikon, das so etwas wie eine „Biographie“ jedes Stichwortes – von seinem etymologischen Ursprung her bis zum Übergang in die romanischen Sprachen – präsentieren sollte. Dass derartige Ansprüche von einem einzelnen Lexikographen unmöglich erfüllt werden konnten, liegt auf der Hand; notgedrungen musste er die meisten Angaben ungeprüft von den zahlreichen Vorgängern übernehmen, wollte er innerhalb der Spanne seines Lebens ein Wörterbuch von A bis Z herausbringen.

Belege für „travail in der ‚Comédie humaine‘, wie sie Kazuo Kiriu in seiner Balzac-Konkordanz aufbereitet hat.



possidō is, ēre, sēdi, sessum possido, cf. possideo), tr. 1 prendre possession de, se rendre maître de: **bona datus** Cic. de Or. 2, 283, prendre possession des biens de qqn *2 s'emparer de: **agris armis** CAES. G. 4, 7, 3, s'emparer des territoires par les armes [fig.] Cic. de Or. 3, 158; Lucr. 1, 386.

Alle Lexika haben einen eigenen Eintrag für „*possido*“ – nur der Thesaurus entschied sich dagegen. Aus: Thesaurus linguae Latinae, vol. X 2, fasc. 1, Leipzig 1980, Sp. 112; Georges, Ausführl. lat.-deutsches Handwörterbuch, Hannover 1959, Sp. 1799; Langenscheidts Handwörterbuch Lat.-Deutsch, Berlin u. a. 1987, S. 482; Le Grand Gaffiot, Dictionnaire Latin-Français, Paris 2000, S. 1220.

Wie sehr noch in der Gegenwart allenthalben überkommene Ansichten unseren Blick auf die sprachliche Realität verstellen, lässt sich am Beispiel des Wortpaares *possideo* / *possido* gut illustrieren: Das erste Wort heißt „besitzen, im Besitz haben“, das zweite „besetzen, in Besitz nehmen“ – mit dieser Differenzierung jedenfalls werden die beiden Lemmata in allen Wörterbüchern dargestellt; und es erscheint ja auch sinnvoll, dass für zwei verschiedene Bedeutungen zwei verschiedene Wörter im Gebrauch waren. Wer hierzu den Thesaurus konsultiert, wird erstaunt feststellen, dass dort nur ein einheitliches Stichwort *possideo* (*possido*) angesetzt ist. Welcher Grund führte zu dieser überraschenden Zusammenlegung? Zwar lautet das Perfekt für beide Verben gleich; aber der Präsensstamm hat doch

Formen, die eindeutig dem einen oder dem anderen Verbum zuzuordnen sind? Merkwürdigerweise lassen sich in der gesamten Latinität bloß zwei sichere Stellen finden, in denen ein Präsens von *possido* vorkommt, nämlich bei den Dichtern Naevius und Lukrez. Freilich könnte man nun trotzdem versuchen, die von der Form her nicht eindeutigen Belege nach ihrem Wortsinn zu trennen, d. h. alles „In-Besitz-Nehmen“ zu *possido* und alles „Im-Besitz-Haben“ zu *possideo* zu schlagen. Dem steht nicht allein die generelle Schwierigkeit entgegen, dass es etliche Stellen gibt, wo es auf diesen Aspekt nicht so sehr ankommt und durchaus beide

Interpretationen möglich sind, sondern vielmehr die bemerkenswerte Tatsache, dass es Stellen gibt, wo eindeutig zu *possideo* gehörende Formen einen Sinn tragen, den wir „lieber“ durch *possido* ausgedrückt sähen. Das für seine Präzision in höchstem Ansehen stehende römische Recht sagt in einer grundlegenden Formel – Wo, wenn nicht hier, käme es auf die exakte Formulierung an? –, nämlich in dem Edikt des jeweiligen Prätors (zitiert von Ulpian, Dig. 42, 4, 7, 1), Folgendes: „Derjenige, der sich in betrügerischer Absicht dem Gericht nicht stellt, *eius bona possideri vendique iubebo* (dessen Güter sollen beschlagnahmt und verkauft werden).“ Wieso steht hier nicht die Form von *possido*, die wir erwarten würden? Überblickt man die Belege für beide Wörter in ihrer Gesamtheit, so zeigt sich, dass es in der großen Mehrzahl der Fälle um die Aussage geht, wer etwas in sei-

ner Hand hat. Dies geschah auf zwei Arten: entweder durativ im Präsens „ich besitze“ oder vom Ergebnis her im Perfekt „ich habe besetzt“ (also besitze ich; diese zweite Möglichkeit war vor allem dann wichtig, wenn es auf den Beginn des Besitzverhältnisses ankam). Daneben traten andere Aussagen quantitativ deutlich in den Hintergrund, etwa das Perfekt für ehemaliges Besitzen oder gar das Präsens für aktuelles Besetzen (wie in dem zitierten Edikt). Aus der erdrückenden Häufigkeit der Hauptgebrauchsweisen scheint sich für das Gefühl des Sprechers so etwas wie ein einheitliches Paradigma ergeben zu haben, bestehend aus dem Präsens *possideo* und dem – eigentlich zu *possido* gehörenden – Perfekt *possedi*; auf Grund der weitgehenden Gleichheit der Lautung empfand den Unterschied zweier verschiedener Wörter lediglich als Bedeutungs-differenz eines einzigen Wortes und hatte daher keine Bedenken, bei Bedarf dem Präsens *possideo* die vom Perfekt her vertraute Bedeutung beizulegen. Somit schwand die Form *possido* dahin und war schon bei Cicero völlig ungebrauchlich; die Vermutung liegt nahe, dass die genannten Dichter auch nur aus metrischer „Bequemlichkeit“ darauf zurückgegriffen haben.

Das Beispiel zeigt uns, dass eine Sprache die vorhandenen Möglichkeiten zur Differenzierung nicht ausschöpfen muss und dass wir uns davor zu hüten haben, einen lebendigen Organismus auf das Prokrustesbett unserer strengen Logik zu spannen. Anders gesagt: Ein lexikographisches Unternehmen wie der Thesaurus bemüht sich darum, die Sprache eben nicht in die spanischen Stiefel einer stringenten grammatikalisch-stilistischen Ordnung zu zwängen, sondern die Sprachwirklichkeit so zu erfassen und zu beschreiben, wie sie uns, besonders in ihren inkonsequenten Erscheinungen, lebhaft vor Augen tritt.

Jagd nach dem Staub

Dass gerade auch die Interpretation einzelner Stellen aus der großen lateinischen Dichtung durch die lange, bis in die Antike zurückreichende Tradition der Klassikerexegese beherrscht wird, ist nicht weiter verwunderlich; ein kleines Exempel aus Vergils *Aeneis* mag zur Verdeutlichung genügen. In der Schilderung der Jagdszene – bei der ein Unwetter Dido und Aeneas schicksalhaft dazu zwingt, gemeinsam in einer Höhle Zuflucht zu suchen – heißt es, dass *cervi* (Hirsche) über die Felder davonrennen und *agmina ... pulverulenta fuga glomerant* (4, 154 f.). Diese Stelle hat bereits den antiken Erklärern Schwierigkeiten bereitet. Da der von Claudius Donatus versuchte Ausweg, *pulverulenta* mit *fugā* zu verbinden („auf staubiger Flucht“), schon aus grammatikalischen Gründen in die Irre führt und auch ein erster Vorschlag des Servius sprachlich nicht möglich ist, hat sich – bis heute unangefochten – dessen zweite Erklärung durchgesetzt, wonach „die Hirsche sich auf der Flucht zu staubigen Rudeln zusammenballen“.

Im Zuge der kritischen Durchsicht des Materials für den Lexikonartikel *pulverulentus* fanden wir diese Auffassung nicht einleuchtend genug, als dass es sich erübrigte hätte, nach einer anderen Lösung zu suchen. Vom Sinn her ist doch zu erwarten (und das schimmert in den gewundenen Erklärungen beider antiker Kommentatoren ebenfalls durch), dass das fliehende Rudel eine gewaltige Staubwolke aufwirbelt. Obwohl die Thesaurusartikel *agmen* und *glomerō* (aus dem Jahr 1903 bzw. 1931) die Stelle gemäß der traditionellen Interpretation einordnen, liefern sie dennoch gute Argumente für eine plausiblere Deutung: Zum einen wird *agmen* („Zug“) außerhalb des militärischen Bereiches gar nicht selten für Dinge

gebraucht, die irgendwie getrieben werden, z. B. Atome, Wasserfluten, Wolkenzüge. Zum anderen hat Vergil das Verb *glomerare* in einem vergleichbaren Kontext genau so konstruiert, wie wir das auch an der fraglichen Stelle erwarten: *nigro glomerari pulvere nubem*, „es wird eine Wolke zusammengeballt aus schwarzem Staub“ (Aen. 9, 33). Jetzt genügt es, sich an eine sehr häufige poetische Figur zu erinnern, die für ein Substantiv (im Genitiv) ein sinnverwandtes Adjektiv einsetzt, und schon erkennen wir statt der „staubigen Rudel“ eine Art „Staubfahne“, die die Hirsche hinter sich herziehen. Ob wir damit die Vergilforscher überzeugen werden, sei zunächst dahingestellt. Es bleibt gleichwohl die wesentliche Aufgabe des Thesaurus, nach gründlicher, umfassender Durchmusterung des sprachlichen Materials die möglichen Schwächen althergebrachter Interpretationen aufzuspüren und tragfähige Alternativen anzubieten.

Kleine Wörter, große Mühen

Wohl wird es leicht einzusehen sein, dass man für Wörter, die hundert- und tausendfach belegt sind, die Hilfe des Lexikons und seiner strukturierten Artikel braucht – was ist aber mit den vielen Lemmata, die sehr selten oder gar nur einmal vorkommen? Sind sie denn über die Datenbanken nicht mindestens ebenso schnell und zuverlässig, dank elaborierter Suchfunktionen vielleicht sogar bequemer aufzufinden? Selbst in diesen Fällen sollte der Arbeitsaufwand nicht vorschnell unterschätzt werden, den der Lexikograph zu betreiben hat, um entscheiden zu können, ob das überlieferte Wort überhaupt anzuerkennen, wie es korrekt anzusetzen, welches seine Etymologie und Bedeutung ist. Dies alles ist nicht zu leisten ohne die im Lauf der Arbeit erlangte Vertrautheit mit den oft ziemlich abseitigen Quellentexten solcher seltener Wörter und ohne

die langjährige Erfahrung mit den Gesetzen der Wortbildung.

Einige Beispiele werden zeigen, was gemeint ist. Eine Datenbank, die auf den vorhandenen (teilweise schon alten) Textausgaben basiert, könnte aus einem medizinischen Traktat den Beleg *propox* liefern, unkommentiert und eben so, wie er handschriftlich tradiert und deshalb vom Editor in den Text gesetzt worden ist. Dass sich dahinter ein (sonst unbekanntes) Substantiv griechischen Ursprungs verbirgt und somit ein Lemma *prorrhox* anzusetzen ist, liegt wohl nicht gleich auf der Hand (das Wort bezeichnet die Haut der Fruchtblase, die beim Geburtsvorgang „vorher reißt“).

Sueton berichtet in seiner Biographie des Claudius, dass dem Kaiser vorgeworfen wurde, auch Söhne von Freigelassenen zu Senatoren ernannt zu haben; er verteidigte sich mit dem Hinweis auf den Zensor Appius Claudius, den er *proauctor* nannte (Claud. 24, 1): Darunter ist allgemein der „Urahn“ des Geschlechtes verstanden worden, doch hatte Sueton an früherer Stelle die Ahnenreihe der Claudier auf Atta Claudius zurückgeführt, der rund 200 Jahre vor dem Zensor gelebt

**Antike Hirschjagd,
Cod. Vat. lat. 3867
(„Vergilius Romanus“),
fol. 163^r.**



D. H. WRIGHT, DER VERGIlius ROMANUS ..., STUTTGART 2001, S. 35



Im sicheren Hafen von Puteoli (Wandbild aus Stabiae). Löschen der Ladung am Syrtenstrand (Mosaik aus Hadrumetum, 3. Jh. n. Chr.). H. Stierlin, Die Welt der Römer, Bayreuth 1981; L. Casson, Ships and Seamanship in the Ancient World, Princeton, N. J. 1971.

hat. Die wenigen anderen Belege für *proactor* haben mit Genealogie nichts zu tun; sie führen in den Bereich des Rechtes und meinen den Vorgänger eines neuen Besitzers. Auf einen derartigen „Vorgänger“, und zwar bezüglich der Praxis des erleichterten Zugangs zum Senat, berief sich zweifellos auch Kaiser Claudius.

Durchaus nicht selbstverständlich ist, wie es zur Bedeutung „Strand“ für französisch *plage*, italienisch (*s)piaggia* usw. kommen konnte. Gewiss steht hinsichtlich der Lautbildung seit langem fest, dass diese romanischen Wörter auf das lateinische Adjektiv *plagiarius* (seinerseits aus dem Griechischen entlehnt) zurückgehen, doch wie verträgt sich der Sinngehalt „querliegend, zur Seite gerichtet“ mit den südländischen Stränden? Von den wenigen Belegen für das Wort waren bislang die Stellen in einem Routenverzeichnis aus diokletianischer Zeit

nicht beachtet worden: In diesem *Itinerarium Antonini Augusti* sind (neben anderem) Seewege beschrieben mit möglichen Anlegeplätzen, wobei der befestigte Hafen (*portus*), in den die Schiffe einfahren können und sicher geborgen sind, unterschieden wird von der *plagia* (zu ergänzen *statio* oder *positio*), einem Stück flachen Ufers – dem Strand –, wo die Schiffe an Land gezogen werden und, eines neben dem anderen, in seitlich sich fortsetzender Reihe den Uferrand säumen, wie es zum Beispiel bei Vergil geschildert wird: *litora curvae praetexunt puppes* (Aen. 6, 4 f.).

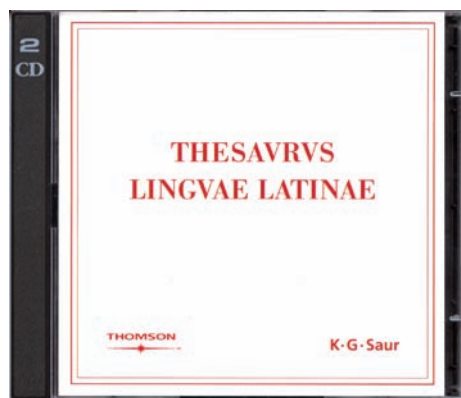
Eile mit Weile ...

Die Frage, warum der Thesaurus linguae Latinae heute noch diese mühevollen, freilich immer spannende Grundlagenforschung betreibt, soll schließlich aus dem Blick auf die Anfänge des Unternehmens – will sagen: in die ersten Thesaurusbände – beleuchtet werden. Bekanntlich sahen die ursprünglichen Planungen vor, das Lexikon innerhalb von zehn bis 15 Jahren komplett auszuarbeiten; dabei wollte man (nicht ohne Bedauern) ein Ergebnis in Kauf nehmen, das einer Konkordanz nähergestanden wäre als einem kritischen Wörterbuch. Der erste Generalredaktor des Thesaurus, Friedrich Vollmer, verkündete im Jahr 1904 ganz offen: „Es wäre nun die ideale Anforderung die, daß überhaupt keine Stelle aus dem irgendwie Zweifeln ausgesetzten Materiale in das Buch übergehe, ohne nochmals an der kritischen Ausgabe nachgeprüft worden zu sein. Diese Forderung aufstellen heißt, ihre Durchführbarkeit für unsere nach Zeit und Geld beschränkte Aufgabe verneinen.“ Zu welch

bedenklichen Resultaten dieser Tribut an den rapiden Publikationsfortschritt führen konnte, ist leider an nicht wenigen Beispielen aus den ersten vier Bänden (A – C) abzulesen. Um nur eines herauszugreifen: Im Artikel *cado*, „fallen“, sind Belege für den Schneefall gesammelt, darunter auch aus Lukans Bürgerkriegsepos die Stelle *nix resoluta cadit* (9, 782); sie hat freilich einen ganz anderen Sinn, nämlich „der Schnee löst sich auf und fällt in sich zusammen“. Dasselbe ungeprüfte Ergebnis erhielt man, wenn in einer Datenbank nach der Wendung *nix cadit* gesucht würde.

Nicht ohne triftige Gründe also hat der Thesaurus sehr bald die von Vollmer in bester Absicht formulierte Selbstbeschränkung aufgehoben. Auch in der heutigen Situation, da einem akademischen Langzeitvorhaben in der Öffentlichkeit immer weniger Wohlwollen und Verständnis entgegengebracht werden, muss die prinzipielle Einsicht gelten: Nur die über Jahrzehnte bewährte Methode kritischer Auseinandersetzung mit dem überlieferten Wortbestand des Lateinischen kann der Klassischen Philologie und ihren Nachbardisziplinen das geforderte zuverlässige Arbeitsinstrument bieten, das durch die Gesamtschau auf jedes Lemma die Einzelforschung ergänzt – als Bestätigung oder als Korrektiv. Die Alternative dazu könnte nur sein, die Kärnerarbeit ganz aufzugeben und sich mit einer simplen Datensammlung zu bescheiden; denn ein – vom Streben nach rasanter Beschleunigung der Arbeitsabläufe und (zusätzlichen) Einsparungen von Ressourcen erzwungenes – „Zwitterprodukt“ wird niemandem mehr Gewinn versprechen.

Der Autor ist Generalredaktor des Thesaurus linguae Latinae bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.



Viel mehr als eine Datenbank: der ganze Thesaurus auf zwei Compact Discs.

THESAURVS LINGVAE LATINAE (II)

Am Beispiel ‚pudor‘: Lexikographen übersetzen nicht

EIN UND DASSELBE LATEINISCHE WORT KANN MIT „SCHANDE“ UND „WÜRDE“ WIEDERGEGEBEN WERDEN – WIE LÄSST SICH DAS ERKLÄREN?

VON CLAUDIA WICK

Es gibt Dutzende von Lateinwörterbüchern, und mancher antike Text wurde bereits von so vielen Philologen durchgearbeitet, dass man sich kaum vorstellen kann, wie jemand etwa bei Cicero oder Vergil noch Neues (heraus)finden sollte. Spektakuläre Neuentdeckungen, sei es von Wörtern, sei es von Wortbedeutungen, sind in der Tat vor allem in bisher wenig beachteten Textsorten – meist in Inschriften, medizinischen und botanischen Traktaten oder spätlateinischen Schriften – möglich, weil herkömmliche Wörterbücher vorwiegend den klassischen Sprachgebrauch dokumentieren.

Der Lexikograph am Thesaurus linguae Latinae ist freilich auch kein Trophäenjäger, der sich auf die Pirsch nach Novitäten begibt; ihm obliegt vielmehr Grundlagenforschung, die in der kritischen Aufarbeitung und genauen Prüfung des Tradierten – d. h. der Textquellen und der dazu geäußerten Meinungen – besteht. Das Handwerk ist oft unspektakulär und mühsam, aber wie hier gezeigt werden soll, fördert allein schon die kritische Bestandsaufnahme des vorhandenen Materials eine erhebliche Anzahl von neuen Erkenntnissen zutage. Manche Wortbedeutungen, die in den Lexika bisher erschienen, sind nämlich nicht richtig, andere zu wenig klar erkannt, und wieder andere berufen sich auf eine falsche Textüberlieferung.

Nicht jedes Wörterbuch ist ein wissenschaftliches Lexikon

Viele der verfügbaren lateinischen Wörterbücher haben mit Lexikographie im strengen Sinne nur sehr wenig zu tun; oft handelt es sich primär um Übersetzungshilfen, weshalb sich die Struktur ihrer Artikel vorwiegend an der (modernen) Zielsprache orientiert. Die Reihung der Bedeutungen eines Lemmas erfolgt häufig nach thematischen, manchmal nach chronologischen Gesichtspunkten, bisweilen auch eher lose und assoziativ. Der Benutzer wählt zunächst jenen Vorschlag aus, der ihm für seine fragliche Textstelle der sachlich passendste zu sein scheint. In zweiter Linie entscheidet nun sein Sprachgefühl, denn er wird schließlich nur eine Übersetzung wählen, die er in der Zielsprache, etwa im Deutschen, idiomatisch für geglückt hält. Insofern finden wesentliche Entscheidungen eben nicht im Bereich der Quellsprache – des Lateinischen – statt, wie es einzig angemessen wäre.

Die Schwierigkeiten beginnen, sobald für das gesuchte Wort keine der vorgeschlagenen Wiedergabemöglichkeiten wirklich zum vermuteten Sinn der Stelle passt. Notgedrungen wird der Übersetzer dann improvisieren und nach etwas suchen, das einen akzeptablen Kompromiss eingeht zwischen der im Lexikon dokumentierten Bandbreite der Bedeutungen und der mutmaßlichen Aussage im Text. Dass dieses Verfahren manche



TELFOTO: C. G. VAN LEIJENHORST

Scheinbedeutung gebären kann, die später von anderen (ungeprüft) übernommen wird und vielleicht wieder in ein Wörterbuch Eingang findet, liegt auf der Hand. Nach welchen Kriterien aber soll beurteilt werden, welche Übersetzung nicht nur passend, sondern auch „objektiv“ richtig ist?

Es mag paradox erscheinen, dass der Lexikograph auf diese Frage eine Antwort findet, gerade deswegen, weil er nicht von den Übersetzungen abhängig ist (auch wenn er sich ihrer als Hilfsmittel – neben Kommentaren und Sekundärliteratur – bedient). Seine Arbeit besteht ja darin, aus den zahllosen Besonderheiten der einzelnen Belegstellen das Gemeinsame zu abstrahieren und, im Einklang damit, möglichst umfassend zu erklären, warum und unter welchen Umständen ein und dasselbe Wort ganz unterschiedliche Bedeutungen haben kann, so dass man es verschieden übersetzen kann oder muss. Es kommt durchaus vor,

Wir haben eine Vielzahl lateinischer Wörterbücher, doch nur die wenigsten genügen wissenschaftlichen Ansprüchen.

dass er Unterscheidungen trifft, die für das Übersetzen unwichtig sind, andererseits aber – zum Ärger mancher Benutzer, die den Thesaurus als Übersetzungshilfe (miss)brauchen wollen – scheinbar grundlegende Differenzierungen vernachlässigt oder gar behauptet, er könne sie nicht berücksichtigen. Das Missverständnis beruht darauf, dass Übersetzer und Lexikograph unter „Bedeutung“ nicht dasselbe verstehen: Für jenen ist sie äquivalent zur „Übersetzungsmöglichkeit“, für diesen etwas grundsätzlich Verschiedenes, nämlich der archimedische Punkt, von dem aus die Vielfalt der Phänomene begriffen werden kann. Dieser zunächst etwas verwirrende Befund soll anhand eines einfachen Beispiels illustriert werden.

Hühnerkunde für Fortgeschrittene

Das Wort *pullinus* lässt sich in der Regel mit „zum Huhn gehörig, Hühner-“ wiedergeben; also heißt etwa *ovum pullinum* „Hühnerei“, *finis p.* „Hühnermist“, *adeps p.* „Hühnerfett“, *ius p.* „Hühnerbrühe“. Die Grundbedeutung, die der – im Jahr 2008 zu publizierende – Thesaurusartikel angeben wird, lautet ebenfalls: *ad pullum pertinens*. Die „Zugehörigkeit zum Huhn“ wurde gründlich für alle Belege des Stichwortes analysiert, und dabei zeigte sich, dass sie an einigen Stellen darin besteht, dass etwas *Teil eines Huhnes* ist oder direkt *von diesem stammt*, während beispielsweise die Brühe *mit dem Huhn als Zutat* gekocht wird. Für den Lexiko-

Huhn ist nicht gleich Huhn: Kleinstatuetten aus dem Rheinischen Landesmuseum Trier.

graphen ist dieser Unterschied wesentlicher als etwa derjenige, ob es sich um essbare oder genießbare



RLM/FOTO: H. THÖRING

Produkte handelt. Solche eher enzyklopädischen Kriterien wird er erst in die Darstellung einführen, wenn innerhalb von einheitlichen Bedeutungsgruppen eine weitere Unterteilung sinnvoll erscheint, insbesondere bei größeren Materialmengen. Daher soll im Thesaurusartikel die Hühnerbrühe nicht neben das Hühnerfleisch zu stehen kommen, dieses allerdings findet sich in der Nachbarschaft von Hühnermist und Hühnerfedern wieder. Interessanter erschiene dem Lexikographen jedoch ein „Hühnerfutter“ – wenn so etwas wie *cibus pullinus* in einem Text belegt wäre –, da es sich hierbei um Speise handelt, die *für das Huhn bestimmt* ist; im Thesaurus würden dann insgesamt drei Bedeutungen zu unterscheiden sein.

Ein herkömmliches Wörterbuch dagegen verzeichnet nur eine Übersetzung, weil das deutsche „Hühner-“ alle Bedeutungsvarianten abdeckt; es gibt auch kein Adjektiv „hühnerisch“ oder „huhnig“, das jeweils genau einer der möglichen Bedeutungen entspräche (man vergleiche hingegen *puerilis*, eigentlich „zum Kind gehörig, Kinder-“, das fallweise auch mit „kindisch“, „kindlich“ oder „kindgerecht“ übersetzt werden kann). Wie viele – lexikographisch relevante – Bedeutungen die eine Übersetzung „Hühner-“ verbirgt, erkennt man gut, wenn

man noch „Hühnerzucht“, „Hühner-

krankheit“, „Hühnerbatterie“ – oder gar „Hühnerhaut“ und „Hühnerauge“ – nach dem angegebenen Muster zu erklären sucht.

Ein Wort zu verstehen hat mit Übersetzung zunächst nichts zu tun, wie das Beispiel „Hühner-“ ja zeigt: Jemand, der deutsch spricht und denkt, erkennt – blitzschnell und unbewusst –, dass das Hühnerei *vom Huhn* stammt, das Hühnerfutter aber *für* das Huhn bestimmt ist. Ob man für diese Erkenntnis etwas Auswendiggelerntes abrufen oder ob jedes Mal eine Analyse stattfindet, ist Forschungsgebiet von Linguisten (bzw. Hirnforschern). Entscheidend für die Arbeit des Lexikographen ist allerdings, dass er solche Analysen bewusst nachvollzieht und die aufgespürten Bedeutungsunterschiede sauber trennt und klar formuliert (am besten in der Originalsprache). Jeder, der einmal die hier aufgelisteten „Hühnerwörter“ analysieren möchte, wird feststellen, dass dies gar nicht immer so einfach ist!

Je simpler, desto besser

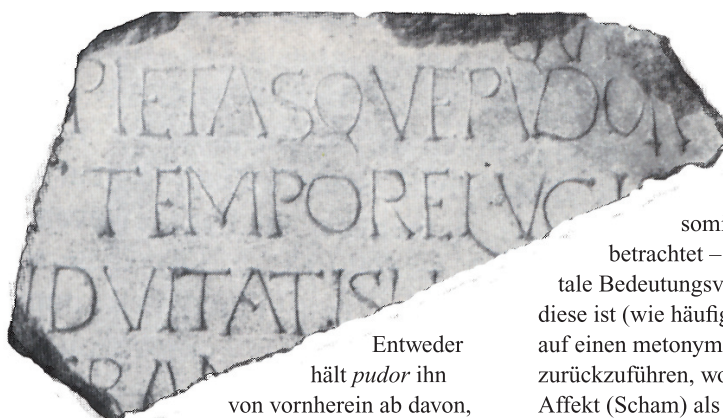
Methodisch höchst bedeutsam ist die Tatsache, dass die schon recht beträchtliche Komplexität, die ein scheinbar simples Wort wie *pullinus* bereithält, zu bewältigen ist mit einer einzigen banalen Frage: *Worin* besteht der Zusammenhang mit dem Huhn? Erstaunlicherweise lassen sich auch abstrakte, bedeutungsreiche Wörter wie *pietas*, *natura* oder *ratio* erst dann richtig in den Griff bekommen, wenn der Lexikograph sie mit Hilfe ganz einfacher Fragen regelrecht zerlegt. Natürlich fällt es wegen der zahlreichen in Frage kommenden Kriterien viel schwerer, erst eine Grunddefinition in der Art von *ad pullum pertinens* zu gewinnen, dann für jede Bedeutung das spezifische

Charakteristikum, *distinguens* genannt, zu finden und adäquat zu beschreiben. Es ist eine faszinierende Vorstellung, dass sich z. B. *ratio* mit seinem geradezu berüchtigten Bedeutungsreichtum prinzipiell auf eine schlichte Grundformel bringen und sauber in die diversen Gruppen aufschlüsseln lassen müsste (der Beweis ist noch anzutreten). Die größte Gefahr auf dem Weg zu diesem Ziel besteht eben darin, dass man sich dem Material mit allzu komplizierten oder subtilen Fragen nähert – vielleicht der häufigste Lexikographenfehler.

„pudor“ – breites Bedeutungsspektrum, eine Grundvorstellung

Man versteht nun besser, warum Thesaurusartikel nicht einfach aus lose aneinandergereihten Bedeutungsgruppen bestehen, sondern ein oft komplexes hierarchisches Ordnungssystem aufweisen, das die inneren Zusammenhänge deutlich macht. Ein derartiges Gliederungsschema soll am Beispiel *pudor* vorgeführt werden (auch dieser Artikel wird 2008 gedruckt vorliegen), für welches Wort sich in den zweisprachigen Lexika zahlreiche Übersetzungsvorschläge finden: Scham, Ehrgefühl, Anstand, Scheu, Keuschheit, Jungfräulichkeit, Pflichtgefühl, Respekt, Verlegenheit, Schande, Schandkerl, Schamgegend, Ehre, Würde, Schamröte. Die Struktur des Wortartikels im Thesaurus sieht – vereinfacht – etwa folgendermaßen aus:

In den meisten Fällen bezeichnet *pudor* – entsprechend seiner Herleitung von einem Verb – die geistige Eigenschaft oder Haltung (mitunter die Tugend) desjenigen, der an irgendetwas Anstoß nimmt (A). Dies kann auf zwei Arten erfolgen:



Entweder hält *pudor* ihn von vornherein ab davon, etwas Unschickliches zu tun (A 1); oder er empfindet etwas als Ärgernis, das gerade geschieht oder schon geschehen ist (A 2). Vermieden werden vor allem moralisch verwerfliche Dinge (1a), aber auch eher harmlose, die man aus Ängstlichkeit, Scheu oder großer Zurückhaltung nicht zu tun wagt (1b). Die zu meidende Anstößigkeit kann ihrerseits verschiedene Bereiche betreffen: Im erotisch-sexuellen Kontext entspricht *pudor* etwa dem Schamgefühl, der Keuschheit oder der Diskretion (1a α); geht es hingegen um Pflichten, die zum Beispiel von Soldaten, Amtsträgern oder Verwandten nicht vernachlässigt werden dürfen, begreifen wir *pudor* etwa als Pflichtgefühl, Respekt, Korrektheit (1a β). In einer dritten Gruppe gesammelt sind die anderen Beispiele für den Sachverhalt, dass irgendjemand irgendetwas nicht tut, was zu Kritik Anlass geben könnte (1a γ). – Der zweite Abschnitt teilt sich nur in zwei Gruppen: Jemand schämt sich wirklich über etwas Unstatthaftes (2a) oder ist, meist aus Bescheidenheit, bloß verlegen (2b).

Annähernd drei Viertel aller Belege für *pudor* lassen sich auf die abstrakte Bedeutung „Eigenschaft, geistige Haltung des sich Schämens“ reduzieren (A). Nicht unerheblich ist jedoch die Zahl der Stellen, wo *pudor* dasjenige (denjenigen) bezeichnet, das (der) jemandem Anlass zu dieser Haltung gibt (B): Darunter fallen unwürdige Vorkommnisse („Schande“, B 1), Menschen, derer man sich schämen muss („Schandkerl“, B 2), oder gewisse Körperteile („Schamgegend“, B 3). Bei den Beispielen

unter B liegt somit – insgesamt betrachtet – eine fundamentale Bedeutungsveränderung vor; diese ist (wie häufig bei Abstrakta) auf einen metonymischen Gebrauch zurückzuführen, wobei der bewirkte Affekt (Scham) als Bezeichnung für den bewirkenden Anlass verwendet wird (vgl. etwa deutsch „du bist ein Ekel“). – Eine andere Metonymie könnte auch der „Schamröte“ zu Grunde liegen, die sich problemlos umschreiben ließe als etwas, das durch *pudor* hervorgerufen wird. Die dazu in Frage kommenden Beispiele zeigen freilich, dass diese Umschreibung zu weit greift: Der Lateiner drückt nämlich nur aus, dass bei jemandem die Scham im Gesicht erkennbar wird. Dass dabei die Schamröte gemeint ist, steht zwar außer Zweifel, aber sie bleibt das bloß begleitende Symptom des Affektes; eine tatsächliche Bedeutungsverschiebung lässt sich im Sprachgebrauch nicht klar genug nachweisen. Folglich verzeichnet der Thesaurus die Bedeutung „Erroten“ oder gar „Rot“ nicht mehr, weist jedoch darauf hin, dass man sie für gewisse Stellen (etwa bei Ovid) postuliert hat.

Wie gelangt man von „Scham“ zu „Ehre“?

Bis zu diesem Punkt lässt sich die Wortklärung relativ glatt entwickeln, da die einzelnen Bedeutungen gut miteinander in Zusammenhang gebracht werden können. Es bleiben aber nicht wenige Stellen übrig, an denen *pudor* am ehesten wohl mit „Ehre“ oder „Würde“ zu übersetzen wäre, etwa in Wendungen wie „den *pudor* verletzen, rauben, verteidigen, wiederherstellen“. Als früheste Belege für diese Verwendung galten bislang Stellen bei Plinius dem Jüngeren (aus dem späten 1. Jh. n. Chr.), und sie bereiten dem Lexikographen etliche Probleme, weil zunächst völlig unklar ist, wie diese

Ein von ‚pietas‘ und ‚pudor‘ geprägtes Leben bleibt unvergessen (Grabplatte einer Christin aus der Provinz Belgica Prima, wohl 6. Jh.). Aus: N. Gauthier, *Recueil des inscriptions chrétiennes de la Gaule. Vol. I: Première Belgique, Paris 1975, S. 485 (Nr. I, 195).*

Bedeutung erklärt werden soll. Unsere erste Hypothese, darin eine Variante zur Gruppe B zu erkennen („das, was *pudor* in einem positiven Sinne hervorruft“, wozu z. B. Respekt gehören könnte), erwies sich als absolut unbefriedigend. Es war vielmehr festzustellen, dass der Status einer Person (Ruf und Stellung im Gemeinwesen) gemeint sein muss, über dessen Beeinträchtigung man sich zu schämen hätte, weshalb man sich um ihn mit erhöhter Wachsamkeit für das Schickliche in seiner Lebensführung bemühen muss (*status, cuius laesio pudenda est, quique servatur habitu pudenti, bonis moribus*).

Die Begriffe „Ehre“ und „Würde“ engen den tatsächlichen Sachver-

halt allerdings zu stark ein: Wir fanden nämlich noch eine ganze Reihe weiterer Stellen, die sich (obzwar man sie anders übersetzen würde) auf einen solchen Personenstatus beziehen. Dazu im Folgenden einige Beispiele, die gleichzeitig illustrieren, welche Probleme sich den Übersetzern stellten, die hier von ihren Wörterbüchern ziemlich im Stich gelassen wurden und nach eigenen Lösungen suchen mussten.

Cicero rechtfertigt sich in einer Gerichtsrede gegen den Vorwurf ungebührlicher Anmaßung, indem er sagt, er beharre auf der kritisierten Äußerung nicht kraft seiner Autorität als Politiker und Retter des Staates, sondern – wie jeder andere auch – unter Berufung

auf seine persönliche Integrität: *quod ... non auctoritati adsumam, sed pudori meo* (Sull. 85). In den Übertragungen wurde daraus „meine Gewissenhaftigkeit“, „meine Bescheidenheit“, „as a man of honour“, „ma conscience“ usw. – Der Redelehrer Quintilian rät einem Advokaten, der in Berufung gehen will, das erste Urteil und dessen Urheber nicht allzu brüsk zu kritisieren; vor allem dann nicht, wenn er vor denselben Richtern plädierte. Dann gelte es, *servare iudicum pudorem* (inst. 11, 1, 78). Neben bloßen Paraphrasen („to say nothing against the judges“) liest man hierzu einerseits „to spare the blushes of the judges“, andererseits „préservé la respectabilité des juges“; besonders kurios ist die Doppelübersetzung „das Schamgefühl der Richter und die Selbstachtung zu schonen“. Ganz offenbar spürten die Übersetzer, dass die Stelle davon handelt, den Richtern einen Gesichtsverlust zu ersparen, dennoch ist die Unsicherheit mit Händen zu greifen.

Schließlich sei eine Stelle angeführt aus einem Brief an Cicero, die selbst in der maßgeblichen, ausführlich kommentierten Edition von D. R. Shackleton Bailey nicht eindeutig genug erklärt wird. Cicero hat einen Angehörigen der Metelli, eines alten und vornehmen Geschlechtes, öffentlich gemaßregelt (nachdem dieser ihn hart kritisiert hatte); daraufhin schreibt dessen Bruder an Cicero: *quem si parum pudor ipsius defendebat, debebat ... familiae nostrae dignitas ... satis sublevare* (fam. 5, 1, 1), Schutz vor dem Angriff Ciceros hätte schon das „persönliche Prestige“ des Metellus, mindestens aber das Ansehen der ganzen Familie bieten müssen. Shackleton Bailey diskutierte eingehend drei mögliche Interpretationen und ließ zweifelnd eine vierte folgen, die lediglich im Nebensatz der Wahrheit nahekommt: „*pudor* may

Marcus Tullius Cicero (106–43 v. Chr.). Der Stil seines Lateins galt von jeher als vollkommen, weshalb es eingehend studiert und kommentiert wurde; trotzdem bedürfen manche Worterklärungen einer Verbesserung.



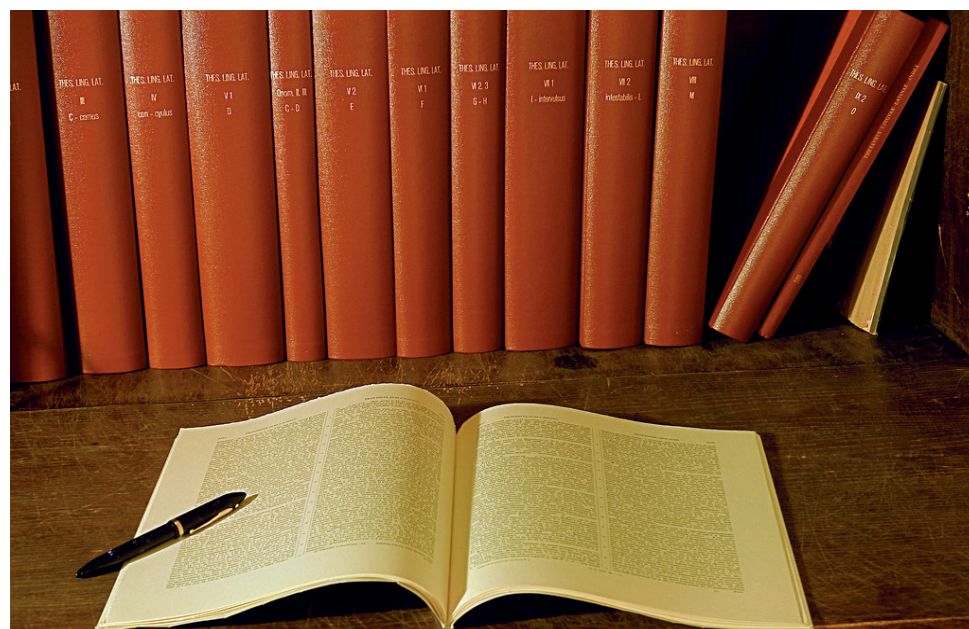
= ‚sense of decency‘, restraining from conduct which would bring disrepute“. Seine Übersetzung blieb entsprechend undeutlich: „his own honourable character“.

Unter die Definition „Status, dessen Minderung schändlich ist“ eingereiht werden muss noch eine weitere Serie von – allgemein längst bekannten – Stellen, wo von Bewahrung oder Verlust der Frauenehre, namentlich der Jungfräulichkeit, die Rede ist. Denn der *semantische* Sprung vom „Gefühl für das Anständige“ zum „Status, der keine Minderung duldet“ ist für die Ehre von Männern ganz genauso weit wie für die Ehre von Frauen. Diese Feststellung wurde bislang zu wenig beachtet: Stattdessen hat man die Stellen, die *thematisch* zum erotisch-sexuellen Bereich gehören, auch zu jener Gruppe dazugeschlagen und dabei keine Probleme gesehen (für die „Männerwürde“ bot sich hingegen keine derartige thematische Assoziation an). Die systematische Gliederung des Thesaurusartikels verbietet aber jetzt die Einordnung in die vorne gebildete Gruppe (1aα): Mit ihren Belegen für „Keuschheit“, „Sittsamkeit“ u. ä. steht sie nämlich unter dem Oberbegriff „geistige Eigenschaft“, und als solche kann „Jungfräulichkeit“ eben nicht bezeichnet werden.

Zu den beim Lemma *pudor* nunmehr erzielten Fortschritten zählt neben der Erklärung bislang problematischer Einzelstellen nicht zuletzt die überraschende Erkenntnis, dass die Belegreihe der „ehrenwerten“ Gruppe nicht erst beim jüngeren Plinius beginnt, sondern rund 150 Jahre früher ansetzt, bei Cicero.

Juristisch relevant

Auffällig war auch, dass viele der Stellen, in denen der persönliche Status eine Rolle spielt, zum juristischen Bereich gehören (wie die



TLUFOTO: C. G. VAN LEIJENHORST

altbekannten Stellen bei Plinius). Im Zuge der Schlussarbeiten an diesem Abschnitt wurde ersichtlich, dass er für die Rechtshistoriker von nicht geringem Interesse sein dürfte, weil mit *pudor* der eigentliche lateinische Terminus für „moralische / soziale Person“ vorliegt. Im Zusammenhang etwa mit *infamia* – der Aberkennung aller gesellschaftlichen Ehren – sind die Begriffe *dignitas* und *existimatio* allgemein vertraut, nicht aber *pudor*. Dieser juristische Gebrauch des Wortes ist bei den antiken Fachschriftstellern nämlich selten belegt; so stammen mit Bezug auf persönlichen Bankrott oder Vermögensverlust lediglich zwei von neun Belegen aus der Fachliteratur (drei sind es allein schon bei christlichen Autoren!).

Was hier anhand von *pudor* demonstriert werden durfte, ist nicht untypisch für Fortschritte, die sich aus der wissenschaftlichen Arbeit am Thesaurus linguae Latinae ergeben können. Natürlich sind Entdeckungen einer neuen, spek-

takulären Bedeutung (bzw. die Kritik an mangelhaften Übersetzungen) nicht die Regel und auch gar nicht Hauptzweck der lexikographischen Forschung; gleichwohl lassen sich bereits dadurch, dass die Zusammenhänge innerhalb des bisher Bekannten besser verstanden werden, frische Erkenntnisse gewinnen, sprachliche – im Ganzen hinsichtlich der Bedeutungsentwicklung eines Wortes, im Detail durch treffendere Interpretation problematischer Stellen – und sachliche, die über die Klassische Philologie hinaus für deren Nachbardisziplinen aufschlussreich sein mögen. Es versteht sich von selbst, dass trotz des einen oder anderen geglückten „Höhenfluges“ der Thesaurus den ihm angestammten, bodenständigen Auftrag nie aus den Augen verliert: die Masse der gesammelten Belegstellen zu sichten und im Ergebnis für jedes Lemma eine übersichtliche und möglichst eingehende Darstellung zur Verfügung zu stellen.

Die Autorin ist Redaktorin am Thesaurus linguae Latinae bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.



Rücken, die entzücken: Gut zwei Drittel des Thesaurus liegen gedruckt vor, die Arbeiten am Buchstaben P werden im Jahr 2009 abgeschlossen sein.

TIBETOLOGIE

Steinstelen und Blockdrucke

SEIT 2006 ERSCHEINT DAS WÖRTERBUCH DER TIBETISCHEN SCHRIFTSPRACHE, DAS UNS DEN ZUGANG ZU DIESER BUDDHISTISCH GEPRÄGTEN KULTUR ERÖFFNET.

VON PETRA MAURER UND
JOHANNES SCHNEIDER

Tibet blickt auf eine große kulturelle Tradition zurück und besitzt eine umfangreiche Literatur, die westlichen Gelehrten noch bis vor circa 50 Jahren weitgehend unbekannt war. Sie übte nicht nur in Tibet selbst, sondern auch in den angrenzenden, von der tibetischen Kultur mit geprägten Gebieten, wie etwa Nord-Indien, Ladakh, Sikkim, Nepal, Bhutan, der Mongolei und West-China bis nach Südrussland einen großen Einfluss aus.

Die Entwicklung der tibetischen Schrift und Sprache

Die tibetische Sprache gehört zum tibeto-birmanischen Zweig der sino-tibetischen Sprachen; sie unterscheidet sich daher in ihrer Grammatik grundlegend von den in Europa vorherrschenden indogermanischen Sprachen. Die Schrift ist aus Nordwestindien übernommen worden: Der tibetischen Geschichtsschreibung zufolge schickte im 7. Jahrhundert der König Srong-btsan sgam-po (ca. 620–649 n. Chr.) seinen Minister Thon-mi Sambho-ta nach Indien, der dort nicht

nur die tibetische Schrift entwickelt, sondern auch die erste Grammatik des Tibetischen verfasst haben soll. Frühe Zeugnisse des Tibetischen sind die aus dem 8. Jahrhundert stammenden Inschriften auf Steinsteilen, die vor allem Verträge zwischen China und Tibet beinhalten. Die Sprache dieser Dokumente gehört zum Alt tibetischen, dessen Entwicklung mit der Ausbildung des tibetischen Reiches beginnt und etwa im 11. Jahrhundert endet. Danach beginnt der bis zum 18. Jh. dauernde Zeitraum des Mitteltibetischen, in dem sich die klassische Schriftsprache herausbildete. Ein Großteil der tibetischen Literatur wurde damals geschrieben, wobei die größte Schaffensperiode der einheimischen Autoren in etwa zwischen dem 14. und 17. Jahrhundert liegt. In dieser Zeit festigte sich der Buddhismus im Land und Hunderte von Klöstern wurden errichtet. Zur Verbreitung der Literatur wurde ab jener Zeit die Blockdrucktechnik vermehrt eingesetzt: Hierbei wird der Text in Holztafeln geschnitten, von denen dann Papierabzüge in beliebiger Anzahl hergestellt werden können.

Mit dem Neutibetischen, das etwa ab dem 18. Jh. anzusetzen ist, verbreitete sich eine zentraltibetische Koiné; der Dialekt von Lhasa wird heute als eine Art moderner Hochsprache betrachtet. Daneben existiert eine große Anzahl lokaler Dialekte. Somit können hauptsächlich drei Sprachstufen

Tibetische Bücher bestehen aus losen Seiten im Querformat, die mit Tüchern zusammengewickelt und durch feste Buchdeckel geschützt werden. Detail eines tibetischen Buchdeckels aus den Beständen der Bayerischen Staatsbibliothek München.



BSE COD. TIBET. 784

unterschieden werden: Alt-, Mittel- und Neutibetisch; die Erforschung der Sprache ist derzeit noch nicht abgeschlossen.

Bedeutung des Buddhismus

Die klassische Schriftsprache beeinflusst auch die moderne; sie ist bis heute in Gebrauch und hat sich nur geringfügig verändert. Gelehrte bedienen sich ihrer vor allem für Abhandlungen über traditionelle Themen. Auch in Ländern, die unter dem Einfluss des tibetischen Buddhismus standen, war sie bedeutsam: In der Mongolei wurde klassisches Tibetisch zur Niederschrift der buddhistischen Literatur und als Klostersprache verwendet.

Erste Wortlisten im 8. Jahrhundert

Von besonderer Bedeutung für den tibetischen Buddhismus ist die vornehmlich religiös-philosophische Literatur, die ab dem 8. Jahrhundert aus dem Sanskrit ins Tibetische übersetzt wurde. Der Tradition zufolge hat der tibetische König Khri-srong lde-btsan (754–797 n. Chr.) Ende des 8. Jahrhunderts eine Konferenz einberufen, auf der Richtlinien für die Übersetzung buddhistischer Texte erlassen und die ersten Sanskrit-tibetischen Wortlisten aufgestellt wurden.

Später, im 14. Jahrhundert, sind die umfangreichen Übersetzungen aus dem Indischen als Kanjur und Tanjur, die Worte des Buddha mit ihren Erläuterungen, kanonisiert worden. Diese Übersetzungen lehnen sich eng an ihre indischen Vorlagen an, ahmen ihre Konstruktionsweisen nach und spiegeln sie meist Wort für Wort wider. Die Sprache dieser Texte ist durch eine Reihe von Eigentümlichkeiten gekennzeichnet. Insbesondere weist sie eine Fülle von Lehnübersetzungen auf, die mit der Einführung des Buddhismus nach Tibet nötig geworden waren;



BSB COD. TIBET. 901

diese neugeschaffenen Fachbegriffe prägen bis heute den Wortschatz des klassischen Tibetischen. Zur Übersetzung buddhistischer Termini griff man dabei oft auf traditionelle indische Etymologien zurück.

Ein Beispiel: *arhant*, die Sanskrit-Bezeichnung für „Heiliger“, ist zunächst das Präsenspartizip zu einem Verb *arhati* „würdig sein“, bedeutet also eigentlich „der Würdige“. Indische Gelehrte deuteten dieses Wort aber gern als *ari-hant* „die Feinde zerstörend“, wobei mit den Feinden die Laster gemeint waren. Auf diese Interpretation geht auch das tibetische *dgra bcom pa* „Feindbesieger“ zurück, mit dem bis heute die Schüler des Buddha bezeichnet werden.

Das Werk der Mönche

Die ersten Übersetzer, Verfasser und Gelehrten waren Mönche. Über Jahrhunderte hinweg prägten sie den Charakter der tibetischen Literatur: Die einheimische tibetische Literatur ist vornehmlich religiösen bzw. religiös-philosophischen Themen gewidmet; außer

Abhandlungen zur buddhistischen Lehre gehören auch Biographien bzw. Hagiographien, Ritualtexte, Gesänge der Yogis, Texte zum Tanz und zur Kunst dazu. Daneben bildete sich ein breites Spektrum an weltlicher und wissenschaftlicher Literatur heraus; ihre Themengebiete sind Grammatik, Poetik, Metrik, Lexikographie, Logik, Astrologie, Astronomie, Divination, Medizin, Geschichte, Geographie, Recht, Handwerk und Musik. Auch solche Werke verfassten überwiegend Mönche; weitere Schriftzeugnisse sind Urkunden und Dokumente.

In vielen Fällen ist eine klare Trennung religiöser und nicht-religiöser Literatur kaum möglich; Geschichtswerke und Biographien beispielsweise orientieren sich häufig nicht nur an historischen Gegebenheiten, sondern verbinden diese mit religiösen Deutungen; sie können daher beiden Bereichen zugerechnet werden. Rein säkulare Biographien wurden erst nach der Machtübernahme durch die Chinesen im Jahre 1959 verfasst.

Darstellung einer buddhistischen Gottheit und eines tibetischen Mönches aus der dGe-lugs-pa-Schule in einer Handschrift des tibetischen Totenbuchs mit mongolischer Übersetzung.

Illustrationen aus einer Handschrift zur tibetischen Geomantie nach dem 32. Kapitel des Vaidurya dkar-po.



BSB COD. TIBET. 985



BSE COD. TIBET. 900

Acht Garudas, mythologische Fabelwesen. Neuzzeitliches Interesse

Aus einem Werk des 5. Dalai Lama, der im 17. Jh. regierte. Frühste Mitteilungen über die tibetische Literatur stammen von Missionaren, so etwa dem Jesuiten Ippolito Desideri (1684–1733) im 18. Jahrhundert. Etwa ein Jahrhundert später gelangte der ungarische Sprachforscher Alexander Csoma de Körös (1784–1842) auf der Suche nach dem Ursprung des Ungarischen bis nach Tibet; auf ihn gehen die ersten detaillierten Beschreibungen der tibetischen kanonischen Literatur und Grammatik zurück. In den 30er und 40er Jahren des 20. Jahrhunderts waren es vor allem der Russe A. I. Vostrikov und der Italiener Giuseppe Tucci (1894–1984), die erste wissenschaftliche Informationen über die tibetische Literatur lieferten. In den Jahrzehnten nach der Flucht des Dalai Lama und Tausender Tibeter nach Indien wurde begonnen, tibetische

Texte in großem Umfang nachzudrucken und damit zum ersten Mal auch im Westen zugänglich zu machen. Mit dem Anstieg der Publikationen stieg das Interesse für die tibetische Literatur, doch bisher wurde nur ein geringer Teil der Werke übersetzt. Dies bedeutet zugleich, dass der tibetische Wortschatz noch lange nicht erschlossen ist.

Tibetforschung an der Akademie

Etwa zur gleichen Zeit beabsichtigten der Sinologe Erich Haenisch sowie der Indologe und Iranist Helmut Hoffmann, beide Mitglieder der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, die Erforschung der Sprache und Kultur Tibets auf eine solide Grundlage zu stellen: Auf ihre Anregung wurde im Jahre 1954 die Kommission für zentral-

asiatische Studien der Bayerischen Akademie der Wissenschaften eingerichtet. Sie sollte sich hauptsächlich mit dem Wortschatz des Tibetischen befassen, mit dem Ziel, Wortbedeutungen mit Textstellen aus der Originalliteratur umfassend zu belegen. Man begann Wortbelege auf Karteikarten zu übertragen. Drei Gruppen von Quellen wurden hierfür herangezogen: Wörterbücher aus Tibet selbst, Originaltexte sowie Glossare zu wissenschaftlichen Textbearbeitungen. Die wichtigsten Gattungen der tibetischen Literatur sind repräsentativ berücksichtigt, bei der Auswahl der Wörter wurde besonders auf seltene Termini geachtet. Damit wurde eine weltweit einzigartige Belegstellensammlung geschaffen, aus der das *Wörterbuch der tibetischen Schriftsprache* erstellt wird. Jedes Wort wird darin nach Möglichkeit für die wichtigsten Epochen und Gattungen der Literatur mit geeigneten Textstellen belegt; dabei werden Bedeutungswandel, orthographische und grammatische Varianten und Konstruktionsweise gleichermaßen berücksichtigt. Die Belegstellen werden auf Tibetisch zitiert und ins Deutsche übersetzt. Im Jahr 2005 erschien die erste Lieferung des Wörterbuchs; eine zweite folgte 2006, die dritte ist in Druck. Der Abschluss des Wörterbuchs ist für das Jahr 2020 geplant.

Die Autoren sind wissenschaftliche Mitarbeiter der Kommission für zentral- und ostasiatische Studien der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.



BSE COD. TIBET. 922

MUNDARTFORSCHUNG

Von Radlermaß bis Lehel

DAS BAYERISCHE WÖRTERBUCH IST EINE OFT GEFRAGTE AUSKUNFTSSTELLE FÜR HERKUNFT UND BEDEUTUNG VON DIALEKTWÖRTERN.

VON ANTHONY ROWLEY

Im Laufe der Jahrzehnte hat die Redaktion des Bayerischen Wörterbuchs wohl einige hundert Anfragen von verschiedenster Seite zu Herkunft und Bedeutung bairischer Dialektwörter beantwortet. In loser Folge sollen in „Akademie Aktuell“ einige interessante Beispiele der Fragen und Antworten vorgestellt werden, die nicht nur sprachwissenschaftlich interessant sind, sondern auch die kultur- und geisteswissenschaftliche Bedeutung von Wörterbüchern insbesondere der Mundartforschung belegen.

Radlermaß

Neulich hörte ich in einem Bericht, dass die „Radlermaß“ in einer bekannten Ausflugsgaststätte in der Nähe von München im Jahr 1922 erfunden worden sein soll. Können Sie mir Näheres dazu mitteilen?

Antwort: Die Geschichte ist der Redaktion des Bayerischen Wörterbuchs bekannt. Stimmen kann sie aber nicht, denn schon in den 1912 veröffentlichten „Erinnerungen einer Überflüssigen“ von Lena Christ, in denen sie sich an ihre Zeit als Köchin um 1900 in der Floriansmühle in Freimann erinnert, steht zu lesen: „Da wurde nicht nur Bier ausgeschenkt, sondern auch alle möglichen Limonaden, Sauerbrunnen, Schorlemorle, Radlermaßen und auch gar manche Flasche Wein“. Der Name ist demnach schon lange vor 1922 üblich gewesen. Dass das Mischgetränk aus Bier und Limo ideal zum Durstlöschen der Radler geeignet ist, stimmt gewiss.

Gschmei

In meiner Heimatstadt Erding gab es einen Menschen, den alle Gschmaimacher nannten. Woher kommt das Wort?

Antwort: Gschmei ist das schriftdeutsche Wort „Geschmeide“ und bedeutet nach Johann Andreas Schmellers Bayerischem Wörterbuch (2. Aufl. München 1872–1877, Band 2, Spalte 544) „aus Metall geschmiedete Arbeiten ... bes. Mieder und Halsketten usw.“ Es handelt sich (wie schriftdeutsch geschmeidig, eig. ‚gut oder passend geschmiedet‘) um eine mit Schmied verwandte Wortform. Und damit war nach Schmeller (ebenda) der Gschmaimacher ursprünglich der „Verfertiger von feineren und künstlichen Schmid- und Schlosserarbeiten aus Messing, Stahl und Eisen“.

Strawanzen

Wo kommt das Wort strawanzen her? Handelt es sich um ein rotwelsches Wort?

Antwort: Das Verb strawanzen stammt nach Grimms „Deutschem Wörterbuch“ (Bd. 10, 3. Abt., Sp. 1036f.) aus ital. stravagante „extravagant, seltsam, wunderlich“. Im mittelalterlichen Latein wäre der extra-vagans wörtlich der „außerhalb Wandelnde“.

Lehel

Meine Mutter glaubt mir nicht, dass man im Namen des Münchner Stadtteils Lehel das h nicht nur



TAUSENDBLAUWERK

schreibt, sondern wirklich auch ausspricht. Außerdem wird in Frage gestellt, dass man das Lehel (mit bestimmtem Artikel) sagen kann. Können Sie mir helfen?

St. Anna Kirche im Münchener Stadtteil Lehel.

Antwort: Das Stadtviertel heißt wirklich das Leech'l – der Hauchlaut wird tatsächlich mit ausgesprochen. Der Name ist ursprünglich eine Verkleinerung von der/das Loh „Buschwald“ (vgl. Schmeller, Bayerisches Wörterbuch, Bd. 1, Sp. 1465f.). Dass der Artikel mit zum Namen gehört, ist in Bayern gar nicht so selten, vor allem wenn der Name ein Femininum ist; Weiden in der Oberpfalz heißt im Volksmund zum Beispiel die Weiden, im Falle des Landkreises Freyung-Grafenau betrifft es beide namengebende Städte, die Freyung und die Grafenau.

Der Autor leitet die Redaktion des Bayerischen Wörterbuchs, das seit 1959 von der Bayerischen Akademie der Wissenschaften betreut wird.



MUNDARTFORSCHUNG

Woher? Wohin?

RICHTUNG UND ORT IM BAIRISCHEN.

VON ANTHONY ROWLEY

A lange Wanderung

Zeasd bin e owe
 na int umme
 eant vire
 voan affe
 om hintre
 hint eine
 drin one
 om ausse
 drausd owe
 und int wieda affa.
 Wos moisd
 wäi mäid daß i äitz bin!

(Gedicht in der Mundart der südlichen Oberpfalz von Josef Berlinger. Aus: *Zammglaabt. Oberpfälzer Mundartdichtung heute*. Hrsg. von Adolf Eichenseer, Regensburg 1977, S. 148.)

Der Wanderer in Josef Berlingers eingangs zitiertem Mundartgedicht hat sich seinen Raum gewissermaßen selbst, mit Worten gliedernd, erschaffen, indem er *owe*, *umme*, *vire*, *affi* oder *hintre* (hinunter, hinüber, nach vorne, hinauf, nach hinten) geht. Zum Schluss wechselt die Perspektive, und der Wanderer kommt wieder *affa* – herauf – zum Ausgangspunkt zurück. Solche Richtungswörter sind eine besondere Erscheinung der oberdeutschen Dialekte, ja der Dialekt bietet uns eine erlebte Welt, die geradezu gewohnheitsmäßig aufgeteilt ist in Bewegungsrichtungen. In Bayern weiß man schon sprachlich sogleich genau, wo man steht und wohin es geht.

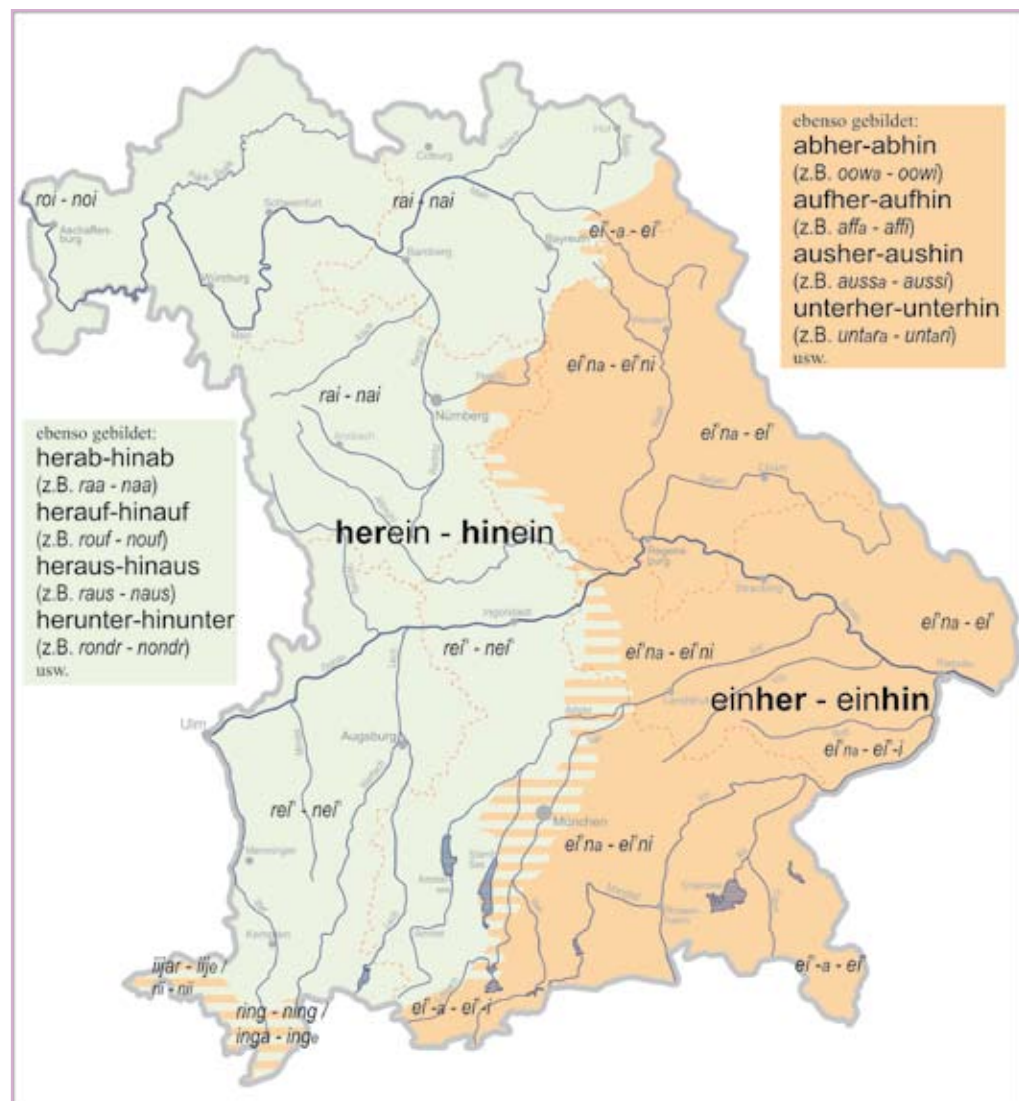
Allgemeines

Sprachtypologische Studien haben verschiedene Vorgehensweisen bei der sprachlichen Raumstrukturierung in den Sprachen der Welt identifiziert. Die Linguisten wollen vor allem wissen, ob solche sprachlichen Voraussetzungen die cerebrale Verarbeitung der Raumwahrnehmung beeinflussen, wie es aktuelle Untersuchungen der Forschungsgruppe von S. Levinson am Max-Planck-Institut für Psycholinguistik in Nimwegen bestätigen. Das Deutsche gehört mit dem Englischen und verwandten germanischen Sprachen zu denjenigen Sprachen, die gerne die Bewegungsart durch die Wahl des Verbs zum Ausdruck bringen und den Weg, die Lage oder das Ziel adverbial hinzufügen. Im zitierten Mundartgedicht zeichnen gerade die Adverbien *owe*, *umme*, *vire* usw. eine Landkarte der Wanderung. Sie übernehmen (in der Fachsprache) die Lokaldeixis. Eine andere Vorgehensweise kann an den romanischen Sprachen veranschaulicht werden, die eher den Weg oder das Ziel durch das Verb ausdrücken und die Bewegungsart (wenn überhaupt) adverbial hinzufügen. Es heißt typischerweise auf Deutsch: er schwamm über den Fluss, der Vogel flog vom Baum, das Blatt flatterte zu Boden, mit verbalem Ausdruck der Bewegungsart (schwimmen, fliegen) und einer Präpositionalphrase für das Ziel, aber franz. *il traversait la rivière (en nageant)*, er überquerte (schwimmend) den Fluss, *l'oiseau quittait l'arbre*, der Vogel verließ den Baum' mit verbalem Ausdruck der Wegstrecke (*traverser*, *quitter*).

Im Deutschen übernimmt also oft eine Präpositionalphrase die adverbielle Angabe von Lage oder Ziel. Aus der Sprachgeschichte lässt sich erschließen, wie die Präpositionen in den germanischen und verwandten indogermanischen Sprachen entstanden sind. Das Prinzip wird „adverbialer Zerfall“ genannt, es ist für die Erklärung der Verhältnisse in den oberdeutschen Mundarten wichtig. In der Sprachentwicklung lässt sich immer wieder der Vorgang beobachten, dass ein ursprüngliches Adverb ganz eng an ein Verb gezogen und so zu einem Wortbildungsmittel des Verbs umfunktioniert wird. Man vergleiche Schriftdeutsch: *Das fällt auf*, *Ich gehe jetzt aus* oder *Das leuchtet mir nicht ein*, mit ursprünglichen Adverbien als Verbalpartikeln. Gerade Lokaladverbien werden im Deutschen besonders gerne vom Verb angezogen, denn die Reihenfolge der Angabearten im Satz lautet: temporal, modal, lokal – Zeit, Art, Ort. Die Angabe des Orts, die Lokalangabe, steht also am Schluss der Verbalklammer direkt vor dem klammerschließenden Element. Man betrachte einen Satz wie *Ich bin gestern schnell heim gefahren* (gestern – Zeit, schnell – Art, heim – Ort; darauf gleich das Verbalpartizip). Hier empfindet man die enge Zusammengehörigkeit von Lokaladverb und Verb sogar so stark, dass das Lokaladverb mit dem Verb als ein Wort *heimgefahren* zusammengeschrieben wird. Einmal beim Verb angelangt, kann das Adverb auch enger mit dem Substantiv verbunden werden und so zur Präposition werden. Die Präpositionen *aus*, *in* (verwandt mit dem Adverb *ein*), *auf*, *bei*, u. a. sind alle diesen

Weg gegangen. Gotisch *ūt* ‚aus‘, Adverb, vielleicht Präverb, aber nicht Präposition; althochdeutsch *ūz*: Adverb, Präverb, Präposition. Ferner mittelhochdeutsch *hinūz*, Adverb, und neuhochdeutsch *hinaus* Adverb und Präverb. Hier fehlt nur noch die Verwendung als Präposition, die aber unten für heutige ostfränkische Dialekte nachgewiesen werden soll. Im Verlaufe dieser Entwicklung spezialisieren sich die einst lokalen Adverbien als Verbprefixe und büßen zum Schluss ihre lokale Bedeutung ganz ein. Man erkennt gar nicht mehr, dass die Vorsilben *er-* und *be-* in ‚erschaffen‘, ‚beschaffen‘ ursprünglich von den Adverbien *aus-* und *bei-* abgeleitet worden sind. Die verblassten Präfixe wurden ihrerseits in lokaler Bedeutung von durchsichtigen Bildungen mit *aus-* und *bei-* usw. ersetzt, die so genannten „Partikelverben“. Diese verlieren ihrerseits ebenfalls immer mehr ihre rein lokale Bedeutungskomponente: Die ursprünglich mit ausgedrückte Auswärtsbewegung bei ‚ausschlafen‘, ‚ausreden‘, ‚austrinken‘, die Aufwärtsbewegung bei ‚aufessen‘, ‚auffallen‘, ‚aufmachen‘, ‚aufkaufen‘ sind schon stark in den Hintergrund getreten. Für die Bezeichnung echter Bewegungsabläufe bedarf es heute Richtungsadverbien mit dem Zusatz *hin-* oder *her-*. Das ‚Ausgehen‘ ist eine ganz besondere Art von ‚hinausgehen‘, ‚einleuchten‘ eine ganz spezielle Art des ‚Hineinleuchtens‘. „Doppelpartikelverben“ nennt man solche Bildungen.

Als letzte allgemeine Feststellung muss eine Besonderheit des Deutschen im Rahmen der Nachbarsprachen hervorgehoben werden. Das Deutsche unterscheidet zwei Adverbreihen, dynamische und statische Lokaladverbien, also Richtungs- und Ortsadverbien, während die meisten Nachbarsprachen mit einer Reihe auskommen. Im Deutschen geht man da *hinauf* und ist dann da *droben*, oder man



geht *hinein* und ist dann *drinnen*. Im Englischen entspricht dem *to go up there* und *to be up there*, *go in* und *be in*, jeweils mit den gleichen Adverbien. Das deutsche Sprachmaterial ist also für den Sprachforscher von besonderem Interesse, weil es recht differenzierend ist.

Bayern

In Bayern, so wurde oben behauptet, da weiß man schon sprachlich sogleich genau, wo man steht und wohin es geht. Typischerweise setzt der Dialektsprecher zu den Bewegungsverben sowohl ein Adverb wie *eine*, *außa*, *owe* als auch einen Präpositionalausdruck (*in d' Berg* oder ähnlich) mit hinzu: *Fahrma in d' Berg eini? Wann kimmst vo der Stadt wieder außa? I wohn in München drinn*. Im eingangs zitierten

Mundartgedicht sind diese Angaben nur implizit in den Ortsadverbien *int* ‚unten‘, *eant* ‚drüben‘ usw. angedeutet; dadurch wird der Eindruck erzeugt, dass die Wegstrecke als bekannt vorauszusetzen ist. Man könnte nun meinen, es sei „doppelt gemoppelt“ und daher überflüssig, sowohl ein Adverb als auch einen Präpositionalausdruck zu setzen, doch das stimmt nicht. Der Linguist Rüdiger Harnisch meint sogar: „daß es einer Wiederaufnahme oder Vorwegnahme der Präpositionalphrase geradezu bedarf, um lokale Gegebenheiten ausdrücken zu können“. Die Adverbien leisten nämlich bedeutungsmäßig etwas anders als die Präpositionalphrasen. Erstens bringen sie neben der lokalen Dimension ‚Ziel oder Weg‘ auch eine zweite, sozusagen „referentielle“ Komponente zum

Karte aus dem „Kleinen Bayerischen Sprachatlas“, S. 98. Erschienen bei dtv, 2006.



einsetzbar, hier sind Adverbien wie *füri, nachi, durchi* und *zuari / zuawi* völlig systemangemessen.

Ältere Sprachzeugnisse und auch das heutige Verbreitungsbild in den Mundarten lassen erkennen, dass früher wohl im Oberdeutschen beide Typen geläufig waren. Das heutige Verbreitungsbild entstand zumindest zum Teil aufgrund späterer Ausgleichsvorgänge. Wo heute noch beide Typen nebeneinander vorkommen, lassen sich auch Bedeutungsunterschiede feststellen. Hermann Fischer schreibt im „Schwäbischen Wörterbuch“, *abe* sei von *na* [also *abhin* von *hinab*] „dadurch unterschieden, daß bei diesem mehr das Ziel, bei *abe* mehr die Bewegung ins Auge gefaßt wird“. Eine andere Bedeutungsunterscheidung hat das Mittelbairische. Hier gilt der präfigierte Typ mit betontem Präfix *hér-, hín-* als emphatisch, als Kontrastform. Der Fuchs spricht in einem niederbayerischen Märchen, als er versucht, der Spur der schlauen Henne zu folgen, – sie ist rückwärts gelaufen, um ihn in die falsche Richtung zu lenken: *Hera gspür i's, hinaaf nöd!* „Herab spüre ich sie, nicht hinauf“. Man lädt jemanden zu sich ins Haus mit der Aufforderung: *Geh' hèrein und schaug hinaus!* (anstatt von draußen *hinein* zu schauen). Die Richtungen des Alltags sind übrigens nicht immer diejenigen der Geometrie. Die mit *auffi* bezeichnete Richtung zum Beispiel ist (gerade in der Münchner Schotterebene) eher ein stetes *hinan*. Und ausschließlich geographische Merkmale spielen im Alltag überhaupt die geringere Rolle. Die Ortshinweise werden mit sozial relevanten Bezugspunkten verbunden bzw. auf diese umgepolt. Darum geht es meistens in die Stadt oder ins Gebirge *eini* (hinein) oder in den Bayerischen Wald *hinte* oder *hintere* (sozusagen „hinhinter“). Die Richtungsadverbien sind hier Indizien für die soziale Raumeinteilung

MICHAEL BERWANGER/TAUSENBILAUERK

Unterschiedliche Richtungswörter sind eine besondere Erscheinung der oberdeutschen Dialekte.

Ausdruck, „Sprecherperspektive“ genannt, die bei den dynamischen Adverbien mit dem Affix *her-* oder *hin-* (also ‚herein‘ = zu uns, ‚hinein‘ = von uns weg), bei den statischen mit *her-* oder *dar-* (vgl. *herinnen* oder *heraufsted* = bei uns und *drinnen* oder *draußt* = bei den anderen) angezeigt wird. Und zweitens tragen sie durchaus zur genaueren Bedeutungsbestimmung der Richtungsangaben mit *bei*. Während die Präpositionen eher als „Vektoren“ Ziel, Weg oder Standort anzeigen, bietet das Adverb eine Einordnung in die Landschaft: *in die Stadt hinein* ist anders als *in die Stadt hinüber*, *in die Stadt hinunter* oder *in die Stadt hinaus*. Bei den Richtungsadverbien ist die Angabe der Sprecherperspektive in den Dialekten obligatorisch. Dabei gibt es zwei unterschiedliche Typen; einige Gebiete kennen den „präfigierten Typ“ *herein, hinein*, wie in der Standardsprache: der Nordwesten des Oberdeutschen – Ostfränkisch, Schwäbisch, nördliches Alemannisch –, im bairischen Raum vor allem Südmähren, der äußerste Westen von Oberbayern, Westtirol, die Sprachinsel Fersental. In anderen Gebieten gilt dafür der so genannte „suffigierte Typ“ *einher, einhin*: im eingangs zitierten

Mundartgedicht sowie in den meisten Dialekten Altbayerns und Österreichs, in der Südhälfte des Alemannischen, aber auch inselhaft um Aschaffenburg und in einem Streifen der Rheinpfalz und des Saarlands. Quer durch das Stadtgebiet von München verläuft die Trennlinie zwischen den Dialekten, in denen es heißt: *I geh in d'Stadt nei'* [„hinein“] und denjenigen, in denen es heißt: *I geh in d'Stadt eini* [„einhin“].

Es bleibt nicht völlig ohne Konsequenzen, welchen Typ – präfigiert oder suffigiert – ein Dialekt aufweist. Aufgrund der Silbenstruktur des Dialekts infolge der oberdeutschen Synkope bleibt ja vom *hin-* oder *her-* im Dialekt oft nur der Schlusskonsonant *n-* bzw. *r-* übrig, und problemlos vorhängen lässt sich ein Konsonant nur vor einem Vokal. Glücklicherweise fangen die häufigsten Richtungsadverbien *ein, aus, auf, ab, über, unter* und *um* mit einem Vokal an. Sogar beim Adverb *hinter* lässt sich das *h-* im Anlaut leicht unterdrücken, so dass sich Wortformen wie (ostfränkisch) *ninder* und *rinder* ergeben. Aber bei *durch, vor, nach* oder *zu* ist keine Kurzform möglich. Der suffigierte, bairische, Typ ist somit vielfältiger

der Sprachgemeinschaft. Ein ergiebiges Forschungsthema ist die in ländlichen Mundarten übliche feste Koppelung von Lokaladverbien mit Ortsnamen. Von wo aus fährt man *af Rengschbuach eini*, von wo aus *affi, owi* oder *ummi*? Für jede Ortschaft lässt sich ein „Richtungsbild“ erstellen und lassen sich die ausschlaggebenden Wegmerkmale ausmachen. Typischerweise geht es zum Beispiel flussabwärts von München nach Freising und Landshut sowie von Straubing nach Passau *owi* (also mit dem Wasserlauf hinunter), aber in der Gegenrichtung flussaufwärts *affi* oder *auffi*. Es wurde aber bereits angedeutet, dass die Alltagssprache keineswegs ausschließlich nach geographisch nachvollziehbaren Kriterien verfährt. Von Pittenhart bei Traunstein etwa geht man *auf Rousnem auffi* (also hinauf), obwohl Rosenheim tiefer liegt.

Solche sprachlichen Gliederungen der Welt können unsere Wahrnehmung der Welt bis zu einem bestimmten Grad vorstrukturieren. Der Kern des Zeigfeldes liegt nach der Sprachtheorie Karl Bühlers im Hier, Jetzt und Ich. Von hier (und sich) ausgehend, teilen die Dialektsprecher also ihre Welt in Richtungen ein. Es gibt Richtungsachsen wie *ein* und *aus*, *auf* und *ab*, *vorn* und *hinten*, die sich ergänzen. Hier kann zwischen Bewegungen von mir weg (*hin-aus*) und auf mich zu (*her-ein*) unterschieden werden. Andere Richtungen stehen für sich allein. Wenn einer um etwas *hinum* geht, geht er anschließend bald auch um etwas *herum* – vom Sprecher weg, dann wieder auf ihn zu: *um und um (umadam)*, wie es dann im Dialekt zutreffend heißt. Die Bedeutung der mit dem Adverb *an* bezeichneten Bewegung ist eher unidirektional „vom Sprecher weg“: zum Beispiel ‚etwas *an* die Wand hängen‘. In solchen Fällen ist es interessant festzustellen, dass das Sprachsystem sozusagen eine Un-

terscheidung erzwingen kann; man kann auch bei *um* zwischen *umme* und *umma* (‚hinum‘ und ‚herum‘) unterscheiden. Und wenn der Sprecher beim Fenster hinausschaut und jemand sein Fahrrad zu ihm her an die Hauswand lehnt, dann hat der Fremde gegebenenfalls *das Radl anhergloant* (herangelehnt).

Die Wahl der Bewegungsrichtung *hin* oder *her* („Sprecherperspektive“) fördert zuweilen unerwartete Einsichten an den Tag. Warum etwa heißt es im Bairischen: Ein Getränk *oweschlingen*, *oweschlucka* mit Richtungsadverb *owe* ‚hinunter‘? *Des Bier*, so sagt man, *is mer grad so owegrinna*. Wie kann „in meinen Körper“ ein Sonderfall von *hin* – „von mir weg“ sein? Die Sprachforscherin Elvira Glaser bietet als Erklärung an, dass man die Augen als den Mittelpunkt des erlebenden Ich begreift. Das „Hinunter“ bezöge sich also auf die Bewegung weg von den Augen. Der entsprechende Gegenfall kommt übrigens ebenfalls vor in der Redewendung: *Des hängt mir zum Hals außa*.

Diese Überlegungen erklären aber noch nicht, warum man sagt, wenn am Mund oder Kinn dran etwas nach unten rinnt: *Da is eahm der Baatz owagrunna* – ‚herabgeronnen‘, mit *her-*, obwohl die Bewegung von den Augen weggeführt. Für solche Fälle muss wohl die Feststellung genügen: „Die Origo kann im Körper wandern“ – also: Der genaue Bezugspunkt kann nach Bedarf an einen anderen Ort verlegt werden. Wenn überhaupt kein Grund mehr für eine bestimmte Relation ersichtlich ist, spricht man in der Fachsprache von „Deixis am Phantasma“, das heißt, der Sprecher versetzt sich geistig vom eigenen Standpunkt in der Wirklichkeit weg in den Standpunkt eines anderen Handelnden. Warum heißt es in der Regel, jemand sei *die Stiäng owigfoin* (also hinuntergefallen), auch dann, wenn man unten steht und der Verunglückte auf einen zu und damit eigentlich ‚herunter‘-fiel? Wohl weil man sich quasi in den Stürzenden hineinversetzt, wodurch der Ausgangspunkt seines Sturzes für die Wahl des Adverbs *owi* ausschlaggebend wird. Ähnlich

„Zuaweziager“ ist die scherzhafte Bezeichnung für das Fernrohr im Altbayerischen.



MICHAEL BERWANGER/TAUSENDELAUWERK

verhält es sich im Falle *Außigspirrt hams' mi*, „hinausgesperrt“, obwohl der Sprecher als Ausgesperrter sicher „herausen“ vor der Tür steht; in diesem Fall wohl deswegen, weil sich der Sprecher in die Lage des Handelnden versetzt. Ja „jede Bewegung, die nicht deutlich auf den Sprecher zu gerichtet ist, gilt ... als von ihm abgewandt“ (Glaser). Die Adverbien mit *hin-* sind es also im Dialekt, die dazu neigen, verallgemeinert zu werden. Darum heißt das Fernrohr im altbayerischen Volksmund scherzhaft *Zuaweziager* „Hinzuzieher“, obwohl es im konkreten Einzelfall das Betrachtete zu mir her zieht. Die Verhältnisse der Mundarten Bayerns wiederholen sich in vielen Sprachlandschaften Oberdeutschlands, Österreichs und der Schweiz, sie stehen aber ganz im Gegensatz zur mittel- und norddeutschen Umgangssprache, die sich in dieser Hinsicht völlig

Richtungsbezeichnungen in der Umgebung von Wunsiedel.

unnatürlich verhält, indem dort die mit *her-* präfigierten Adverbien *'raus, 'rein* usw. verallgemeinert werden. Man schreit auch dann: *'Raus!*, wenn der Angesprochene hinaus gehen soll.

Für Linguisten ist es spannend, Sprachsysteme zu vergleichen. Dialekte sind Sprachsysteme mit eigener Geschichte. Das Rad der Sprachgeschichte dreht sich weiter, in den Dialekten anders und oft schneller und konsequenter als in normierten Standardsprachen, deswegen hat man von der dialektalen Vielfalt als den „Reagenzgläsern“ der Sprachforschung gesprochen.

Ostfränkische Mundarten

Als oben vom „adverbiellen Zerfall“ die Rede war, wurde als Beispiel mittelhochdeutsch *hinûz*, Adverb, und neuhochdeutsch *hinaus*, Adverb

und Präverb, genannt. Aus dem Prinzip des adverbiellen Zerfalls ergab sich, dass nur noch die präpositionale Verwendung fehlt. In einigen Dialekten ist diese schon lange üblich. „Orts- und Richtungsadverb als Präposition“ gehört zu den charakteristischen Besonderheiten vieler ostfränkischer Mundarten, wie das folgende Bamberger Mundartgedicht von Gerhard C. Krischker zeigt.

sabbodaasch

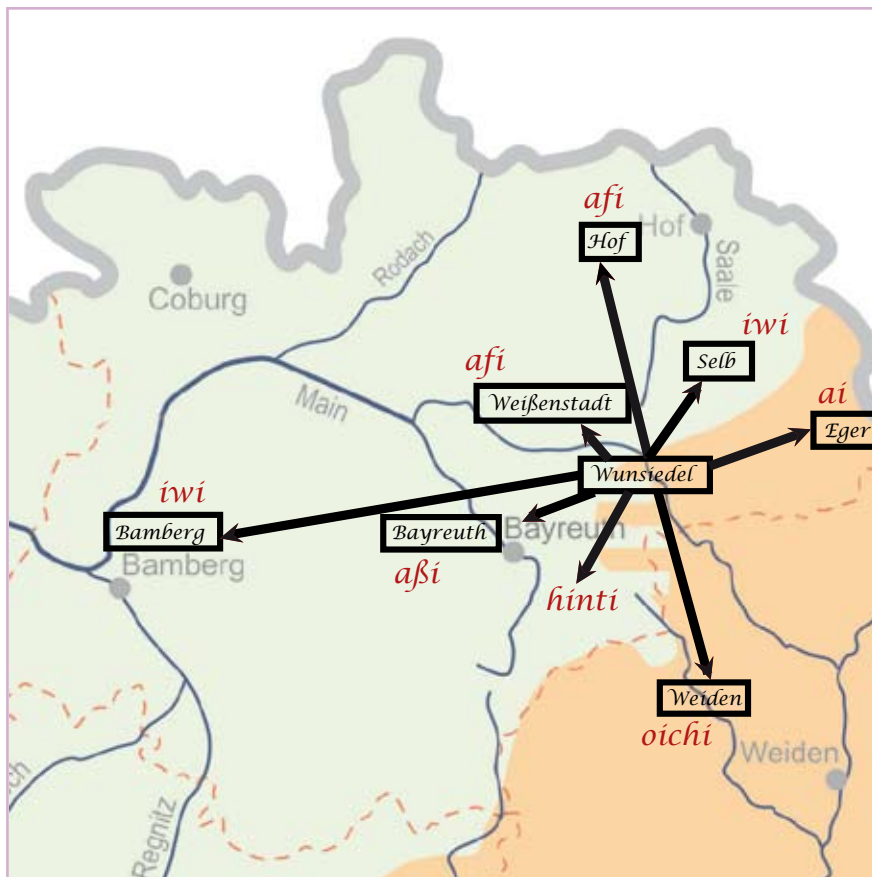
sauf ned sofill
mid jedn saidla wus dringsd
undäschdüds di russen

gib obbochd
du dringsd dai biä
nochädd brunsd dä
noo deä wänd
fo do fliesds nai deä reechnids
foddä reechnids nain maa
fon maa naidä donau
foddä donau nain schwoadsn
meä

homm di russen dai dswaa
märgla
du kaschbä

(Aus: Gerhard C. Krischker, *fai niggs bärümds*, Bamberg 1976.)

Der im Gedicht Angesprochene *brunsd* (uriniert) sein Bier *noo deä wänd* ‚an die Wand‘, von dort geht es *nai deä reechnids* ‚in die Regnitz‘, *nain maa* ‚in den Main‘, *naidä donau* ‚in die Donau‘ und zuletzt *nain schwoadsn meä*. Die Bamberger Hydrographie mag merkwürdig sein, die Syntax ist völlig normal. Übrigens ist diese Konstruktion recht alt, zum Beispiel legt schon der Nürnberger Hans Sachs im 16. Jahrhundert in einem Fasnachtsspiel einem Kuhdieb die Worte in den Mund: *Ich wil hienein den kühsthal schleichen*. Der Bamberger Dialekt gehört zu den Mundarten mit konsequentem Dativ nach Präpo-



TAUSENDBLAUWERK

sition, darum die Dativformen *noo deä wänd, nai deä reechnids* und Ähnliches. In den Akkusativ-Dativ-Mundarten mit Kasusregelung wie in der Standardsprache geht man *nei die Stadt, ninder'n Tanzsaal* („nach hinten zum Tanzsaal hin“).

Diese neuen ostfränkischen Präpositionen sind kein vollwertiger Ersatz für die alten Präpositionen *in* oder *auf*. Im Gegenteil, sie bringen meist immer noch die topologische Komponente mit zum Ausdruck und verhalten sich semantisch so, als ob die Präposition einfach ausgelassen worden wäre – so sind sie wohl auch entstanden. Im Gegensatz zum Bairischen steht nämlich das Adverb in ostfränkischen Mundarten (auch denen, die das Richtungsadverb nicht zur Präposition machen) in über einem Drittel der Fälle völlig unmarkiert vor der Präpositionalphrase: Typ *Ich gehe hinein ins Haus, Ich wohne drinn in der Stadt*. Aus *nei ins Haus* konnte so leicht *nei's Haus* werden.

Was bedeutet der oben verwendete Ausdruck „topologische Komponente“? Ostfränkisch *nausn Wold* bedeutet nicht ‚aus dem Wald‘, sondern ‚hinaus in den Wald‘. *Nei die Kirch* kann zwar bedeuten: ‚in die Kirche hinein‘, aber auch: ‚zur Stadtmitte hinein auf den Platz, wo die Kirche steht‘; *drejm dr Neia Straouß* ist nicht ‚über der neuen Straße‘, sondern ‚dort drüben an der Neuen Straße (vielleicht sogar auf der herüberliegenden Seite)‘. Die Präposition bringt nicht die Vektoren Weg oder Ziel, sondern das Resultat, die topologische Einordnung zum Ausdruck.

Anders verhalten sich Konstruktionen mit Ortsadverbien in den Mundarten Altbayerns: *drent der Donau* (Niederbayern), *draußdan Dorf* (aus Pittenhart, Lkr. Traunstein). Hier sind die Adverbien bereits semantisch voll zu Präpo-

sitionen geworden, sie dienen zur Angabe der Lage: ‚dort jenseits der Donau‘, ‚dort außerhalb vom Dorf‘.

Der letzte Schritt im Kreislauf des „adverbiellen Zerfalls“ wäre das Verblässen der lokalen Bedeutung und damit übertragene Verwendung. Die lässt sich auch tatsächlich schon belegen:

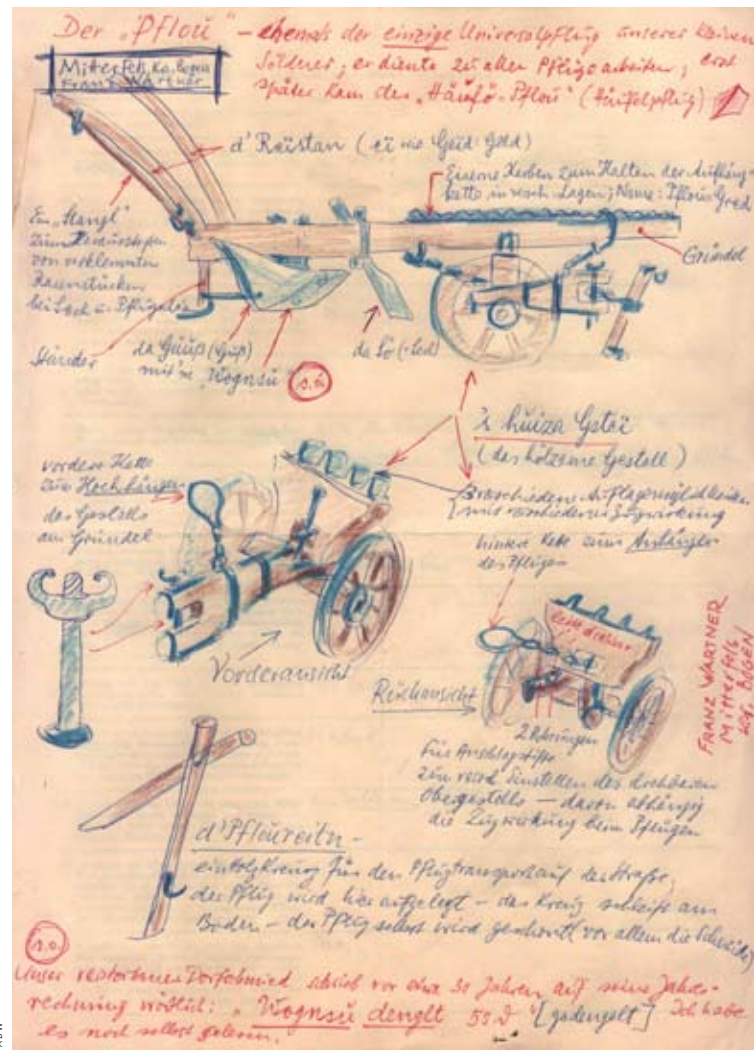
wer's mitg'macht hat, der waaß, dass ma da ganz schö'nein Schwitzn kümmd
,wer es mitgemacht hat, weiß, dass man da ins Schwitzen kommt'
(Mürsbach, Lkr. Bamberg, Deutsches Spracharchiv I/1992),

... daß ich ned nei's Hochdeutsch verfall!
,dass ich nicht ins Hochdeutsche verfall'
(Tiefenpözl, Lkr. Bamberg, Deutsches Spracharchiv I/3598).

Damit betreten die Doppelpartikeln *hinein, hinaus, hinauf* usw. in oberdeutschen Mundarten den gleichen Weg, den ihre Vorgänger *ein, aus* und *auf* schon lange hinter sich gebracht haben, den Verlust der lokalen Motivierung.

Die Orts- und Richtungsadverbien der Dialekte bieten also nicht nur eine die Standardsprache weit übertreffende Materialgrundlage für die Untersuchung der sprachlichen Möglichkeiten, Raumverhältnisse wiederzugeben, sie erlauben sogar interessante Einblicke in die Weltansicht der Bayern.

Der Autor leitet die Redaktion des Bayerischen Wörterbuchs, das seit 1959 von der Bayerischen Akademie der Wissenschaften betreut wird.



Das von der Kommission für Mundartforschung herausgegebene Bayerische Wörterbuch (BWB) erfasst den Wortschatz der bairischen Dialekte vom frühen Mittelalter an bis zur Gegenwart. Während die Sprachformen der Vergangenheit aus literarischen Quellen bezeugt sind, wird das Bairische der Gegenwart hauptsächlich durch schriftliche Befragung von Dialektsprechern erhoben. In einer Aktion, die das zwischen beiden Weltkriegen gesammelte Dialektmaterial ergänzen und verbessern soll, geben gegenwärtig etwa 500 Gewährspersonen aus Oberbayern, Niederbayern und der Oberpfalz Auskunft über Sachzusammenhänge, Verwendung und Bedeutung von Wörtern und Redensarten (z. B. zum Thema „Pflug“, s. oben). Der erste Faszikel des BWB ist 1995 erschienen.



TAGUNG

Wörterbuch als Inspiration

INTERNATIONALE KONFERENZ ZUR MITTELLATEINISCHEN LEXIKOGRAPHIE
IN DER VILLA LANNA IN PRAG AM 6. UND 7. DEZEMBER 2006.

VON MARIE-LUISE WEBER

In der Bayerischen Akademie der Wissenschaften ist das Mittellateinische Wörterbuch beheimatet, das mit Unterstützung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften die lateinischen Quellen auswertet, die zwischen 600 und 1280 im deutschsprachigen Raum geschrieben wurden, sofern sie gedruckt vorliegen. Es ist das materialreichste Unternehmen der innerhalb der Union Académique Internationale (UAI) existierenden Wörterbücher, die das mittelalterliche Latein ihres jeweiligen Landes aufarbeiten. Das *Novum Glossarium* (Paris) wird alle nationalen Wörterbücher zusammenführen. Über das *Mittellateinische Wörterbuch* hat F.-J. Konstanciak in „Akademie Aktuell“ 02/2003, S. 25–28 geschrieben. In diesem Jahr wird der Buchstabe

„E“ abgeschlossen, damit liegt fast ein Drittel des gesamten zu bearbeitenden Zettelmaterials in Artikelform vor.

Inspirierendes Ambiente

Für den 6. und 7. Dezember 2006 hatte Zuzana Silagiová, Redakteurin des *Böhmischen Mittellateinischen Wörterbuchs*, zu einer internationalen Konferenz unter dem Titel „Wörterbuch als Inspiration“ nach Prag eingeladen. Die Tagung fand im Tagungshaus der Akademie der Wissenschaften der Tschechischen Republik statt, im inspirierenden Ambiente der Villa Lanna. Die Teilnehmer(innen) reisten an aus Dublin (Irland), Krakau (Polen), León (Spanien), München (Deutschland), Paris (Frankreich), Stockholm (Schweden), Turnhout (Belgien) und Zürich (Schweiz). So waren zwar nicht alle innerhalb der UAI zusammengefassten Wörterbücher vertreten, aber mit rund 35 Teil-

nehmer(inne)n, die nicht oft Gelegenheit haben, sich im Rahmen einer solchen Konferenz über ihr sehr spezielles Arbeitsgebiet auszutauschen, war die Grundlage für lebhaftere Diskussionen gegeben. Ein solches Treffen dient auch dem Knüpfen und Pflegen persönlicher Kontakte, die eine weitere Zusammenarbeit vereinfachen.

Der erste Tag

Nach den offiziellen Begrüßungsworten des Direktors des Philosophischen Instituts, Pavel Baran, und des Leiters der Abteilung für Klassische Studien der Tschechischen Akademie, Jiří Beneš, eröffnete Anthony Harvey (*Dictionary of Medieval Latin from Celtic Sources*, Dublin) die erste Vortragsreihe. Er stellte sein auf einer Volltext-Datenbank beruhendes Wörterbuch der mittelalterlichen Latinität Irlands vor, das in Zusammenarbeit mit dem Verlag Brepols erstellt wird. Es hat ein „modules“ Prinzip: Im ersten im Entstehen begriffenen Teil werden alle antik nicht belegten Wörter behandelt, in einem zweiten Teil, *The Lexicon of Celtic-Latin Hagiography*, wird eine der repräsentativsten literarischen Gattungen in Irland gezielt ausgewertet werden usw. Am Ende kann alles zu einem Wörterbuch zusammengespielt werden. Das erste Modul, das *Non-Classical Lexicon of Celtic Latin* für A – H erschien 2005 in CD-ROM-Form mit einer Wortliste in Buchform. Bemerkenswert ist, dass der Informatiker, der mit der technischen Seite des Unternehmens betraut war, mittlerweile auch Latein lernt. Eva Odelmann

Die Teilnehmer der internationalen Tagung zur mittellateinischen Lexikographie am 6. und 7. Dezember 2006 in Prag.



MARTIN SVAROS



(*Glossarium Mediae Latinitatis Suecicae*, Stockholm) stellte das immer als ein-Personen-Unternehmen konzipierte und geführte schwedische mittellateinische Wörterbuch dar mit seinen spezifischen Schwierigkeiten und den Alltagsentscheidungen, die eine Lexikographin bei ihrer Arbeit zu treffen hat, wenn sie auf Merkwürdigkeiten im Material stößt. Sie arbeitet derzeit an einem Supplement des bereits fertig gestellten zweibändigen Wörterbuches. Peter Stotz (Universität Zürich, korrespondierendes Mitglied der BADW) referierte über sein methodisches Vorgehen bei seinem in mehr als 20-jähriger Arbeit auch als ein-Mann-Unternehmen entstandenen *Handbuch zur Lateinischen Sprache des Mittelalters*. Paul Tombeur (*Centre Traditio litterarum occidentalium*, Turnhout) machte deutlich, wie wichtig es ist, ständig die Wechselwirkung zwischen Textedition und Wörterbuch im Auge zu behalten; bequeme Lesetexte bedienen ein einfaches Lesen, nicht aber die Interessen der Lexikographie an Graphemen, Wortentwicklungen und dergleichen. Alessandra Sorbello-Staub (Württembergische Landesbibliothek, Stuttgart) informierte über die Open-Access-Bewegung, deren Ziel ist, die für wissenschaftliche Arbeit relevanten Informationen immer und überall kostenfrei ohne Beschränkungen zur Unterstützung von Forschung und Lehre zugänglich zu machen, und stellte die konkreten Möglichkeiten der Nutzung digitaler Medien dar, die die Bayerische Staatsbibliothek München mittlerweile anbietet.

Die Villa Lanna

Aufgelockert wurde das stramme Tagungsprogramm am Mittwochabend nach getaner Arbeit zunächst mit einer Führung des Kunsthistorikers Jan Bažant durch die Villa Lanna, die der österreichische Industrielle Adalbert v. Lanna



Die Villa Lanna in Prag, Tagungshaus der Akademie der Wissenschaften der Tschechischen Republik.

1872 im neoklassizistischen Stil erbauen ließ. Die Wände der Villa sind im pompejanischen Stil mit Wandgemälden ausgestattet, die bukolische Landschaftsszenen zeigen. Der jetzt als Tagungsraum genutzte Saal ist, passend zu wissenschaftlichen Tagungen, die dort stattfinden, besonders aber zu einer Tagung, die „Inspiration“ im Titel führt, Apollo gewidmet. Nach der Führung gab das Ensemble „Ludus musicus“ unter Leitung von František Běhounek ein Konzert mit alten Weisen und Liedern, insbesondere böhmischen Adventsliedern aus dem 16. Jahrhundert, begleitet von historischen Instrumenten. Der Abend fand einen harmonischen Ausklang bei einem üppigen Buffet.

Der zweite Tag

Am Donnerstag eröffnete Michal Rzepiela (*Lexicon Mediae et Infimae Latinitatis Polonorum*, Krakau), einst Stipendiat beim *Thesaurus linguae Latinae* (BADW), die Vortragsreihe des zweiten Tages, indem er den Motivationen für neue Wortbildungen, etwa ‚philosophisma‘, entstanden aus ‚philosophia‘ und ‚sophisma‘, oder ‚biberna‘, entstanden aus ‚bibere‘ und ‚taberna‘, auf den Grund ging.

Mechthild Pörnbacher (*Mittellateinisches Wörterbuch*, München) unternahm ausgehend von einigen bei der Artikelarbeit untersuchten Stellen einen Ausflug in die Ikonologie und zeigte, dass zur alltäglichen Arbeit Quellen- und Textkritik gehört. Milada Homolková (*Altschechisches Wörterbuch*, Prag) erläuterte ihr Arbeitsgebiet mit besonderem Augenmerk auf eine altschechische Übersetzung der Auslegung des Matthäusevangeliums von Nikolaus v. Lyra vom Ende des 14./Anfang des 15. Jahrhunderts, die ungewöhnliche Wörter und Bedeutungen aufweist. Zuzana Silagiová (*Latinitatis Medii Aevi Lexicon Bohemorum*, Prag) referierte über die Prager *Computi* im Hinblick auf eine kritische Edition. Hana Florianová (*Latinitatis Medii Aevi Lexicon Bohemorum*, Prag) besprach die Beschreibung einer Sektion durch den Mediziner Johannes Iessenius, die er im Jahre 1600 durchführte und im Jahr darauf aufzeichnete, anhand derer das Ringen um anatomisches Fachvokabular und dessen Entwicklung beobachtet werden kann. Barbora Kocánová (*Latinitatis Medii Aevi Lexicon Bohemorum*, Prag) behandelte unter dem Titel ‚draco vel hasta vel columna‘, wie im Mittelalter Himmelsphä-



Halb Lesetisch, halb Treppe – ein seltenes Bibliotheksmöbel in der Klosterbibliothek Strahov.

nomene bezeichnet wurden, und welche Vorstellungen hinter der Wortwahl stehen. Estrella Pérez Rodríguez (*Lexicon Latinitatis Medii Aevi Regni Legionis excepta Gallaecia*, Léon) untersuchte ‚caput‘ in den mittellateinischen Texten aus dem Königreich Asturien in seinen unterschiedlichsten Bedeutungen und streifte dabei das Spezifikum der romanischen Sprachen, dass oftmals nicht unterschieden werden kann, ob es sich noch um Latein oder schon um Volkssprache handelt. Hanna Šedinová (*Latinitatis Medii Aevi Lexicon Bohemorum*, Prag) zeigte, wie arabische Tiernamen missverstanden und entstellt werden und dann eine semantische Umdeutung auf Fabeltiere erfahren, von denen man wiederum genaue Vorstellungen hatte, wie Miniaturen in Handschriften beweisen. Zum Abschluss beleuchteten Anita Guerreau und Bruno Bon (*Novum*

Glossarium, Paris) das Vorkommen und die semantische Entwicklung des Wortes ‚thesaurus‘/‚trésor‘ im Mittelalter.

Gemeinsamkeiten und Unterschiede

So entstand summa summarum ein buntes Kaleidoskop der Lexikonarbeit: die Vorträge, die jeweils immer nur einen kleinen Aspekt aufgreifen und beleuchten konnten, bildeten den Ausgangspunkt für Diskussionen verschiedenster Art. Methodische Fragen wurden diskutiert, organisatorische Fragen, die Behandlung von Addenda et Corrigenda, der Umgang mit den Texten, die uns als Grundlage dienen, und man tauschte sich über unterschiedliche Rahmenbedingungen aus. Bei allen Gemeinsamkeiten wurde auch festgestellt, dass Verschiedenheit im zugrundegelegten Material Verschiedenheit in

der Bearbeitung zeitigt, und nicht zuletzt stand als großes Thema immer „Digitalisierung“ im Raum. Einig war man sich in zwei Punkten: dass gedruckte Texte nach wie vor wichtig sind und dass die Technik nie die Denkarbeit beim Erstellen eines Wörterbuchartikels ersetzen kann, sie kann – für den Verfasser von Wörterbuchartikeln – mechanische Arbeiten wie Sortieren erledigen, rasch Textstellen aufspüren, Korrekturvorgänge vereinfachen, sie kann – für den Nutzer – Verweise schnell auffindbar machen, verschiedene Suchkriterien bedienen, mehrere Wörterbücher nebeneinander „aufschlagen“.

Ausklang

Am Freitagmorgen konnten diejenigen, deren Abreise etwas später vorgesehen war, an einer Führung durch die Bibliothek des Klosters Strahov teilnehmen, die nicht nur wunderschön, sondern auch aufgrund ihres wertvollen Bücherbestandes die bedeutendste alte Bibliothek Tschechiens ist. Der Bibliothekar Gejza Evermond Sidlovsky gewährte uns Zutritt in die Bibliotheksräume, in welche die Besucher sonst nur – durch eine Kordel getrennt – einen Blick werfen dürfen.

Der Dank aller Teilnehmer(innen) gilt Frau Zuzana Silagiová und ihrem Team, die mit einer perfekten Organisation einen reibungslosen Ablauf der Konferenz gewährleisteten. Die Vorträge, die während der Konferenz gehalten wurden, werden in der Zeitschrift *Listy filologické* (Philologische Blätter) veröffentlicht werden.

Die Autorin ist wissenschaftliche Mitarbeiterin der Kommission für die Herausgabe eines mittellateinischen Wörterbuchs der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.





MAX WEBER-PREIS 2006

Kleine Wörter – große Wirkung

DIE PREISGEKRÖNTE HABILITATIONSSCHRIFT UNTERSUCHT DIE ENTSTEHUNG UND FUNKTION VON ARTIKELN IN ROMANISCHEN SPRACHEN; EIN BISHER UNGELÖSTES PROBLEM DER ROMANISTIK.

VON ELISABETH STARK

Die meisten Sprachen, die heute in Europa gesprochen werden, besitzen Artikel – viele der uns bekannten nach traditioneller Grammatiklehre genau zwei, den so genannten „bestimmten“ und den „unbestimmten Artikel“. Ihr Gebrauch in der Muttersprache und in eng damit verwandten Sprachen, also etwa dem Deutschen und dem Englischen, erscheint so unproblematisch, dass es vielen Sprechern kaum möglich ist, die Funktion und/oder die Bedeutung dieser kleinen Wörter zu bestimmen: Worin besteht genau der Unterschied zwischen den einleitenden Nominalsyntaxmen in *Ein Mann kam herein* und *Der Mann trug einen braunen Mantel*? Hängt dies mit Bekanntheit, Identifizierbarkeit zusammen? Und ist das der gleiche Unterschied wie der zwischen *Paul ist das Opfer von Peter* und *Paul ist ein Opfer von Peter*? Oder geht es hier nicht vielmehr um Einzigartigkeit vs. „nur eines von vielen“? Unbestreitbar haben die Artikel etwas mit der Festlegung des sprachlichen Bezugs auf außersprachliche Gegenstände oder Personen zu tun, also mit Referenz. Dies leisten sie aber nicht alleine (im ersten Beispiel oben hätte auch ein Personalpronomen wie *er* den zweiten Satz eröffnen können oder ein Nominalsyntaxma mit einem Demonstrativum wie *dieser Mann*), und sie scheinen auch nicht unverzichtbar

zu sein, denn viele Sprachen haben überhaupt keine Artikel.

Das romanistische Problem

Der Sprachvergleich ergibt, dass weltweit nur etwa 30 % aller Sprachen Referenz durch Artikelgebrauch festlegen, und einen bestimmten und unbestimmten Artikel (wie dt. *ein* und *der*) haben nur etwa 8 % aller natürlicher Sprachen. Dies ist ein gutes Beispiel dafür, dass der in Europa weit verbreitete Sprachtyp (das so genannte *Standard Average European*) im weltweiten Vergleich durchaus exotisch ist. Aber nicht nur synchron gesehen, auch in Bezug auf Sprachwandel geben die Artikel oder allgemeiner gesprochen die Nominaldeterminanten Rätsel auf. Die Tatsache, dass wir im Deutschen und in den romanischen Sprachen nominale Elemente in bestimmten Positionen in der Regel nicht einfach als bloße Substantive verwenden können (zumindest im Singular), ist noch nicht alt:

**nti gibar ira sun êristboranon
inti biuuant inan mit tuochem
inti gilegita inan in crippea,
bithiu uuanta im ni uuas ander
stat in themo gasthuse.**

**und sie gebar ihren erstgeborenen
Sohn und umwickelte ihn
mit Tüchern und legte ihn in
eine Krippe, deshalb weil es für
sie keinen anderen Platz gab in
dem Gasthause.**

Hier lesen wir etwa ein neuhochdeutsch ungrammatisches **und legte ihn in Krippe*. Die Nicht-Determination von *Krippe* im Unterschied zu *Gasthaus* kann dabei erklärt werden durch die wenig relevante Identifikation der Krippe – es geht nicht um eine bestimmte Krippe, sondern um die Tatsache, dass nur eine Krippe und eben kein Bett vorhanden war – während das Gasthaus durch Vorerwähnung, aber auch durch den hartherzigen Wirt eine gewisse (auch heilsgeschichtliche) Relevanz für die Erzählung hat. Bis in die frühe Neuzeit kommen die deutschen Varietäten in vielen vergleichbaren Fällen ohne die heute üblichen Artikel aus – und parallel gilt dies für das Englische und die romanischen Sprachen. Diese haben sich bekanntermaßen aus dem (nicht-literarischen) Lateinischen entwickelt, einer Sprache, die recht gut bekannt und dokumentiert ist und bis ins 5. Jahrhundert nach Christus völlig ohne Artikel auskommt – wie heute noch die überwiegende Mehrzahl der slawischen Sprachen.

Es hat also ein recht flächendeckender Sprachwandel in Europa stattgefunden, von mittelalterlichen Sprachstufen, die die nominale Referenz durch ganz andere Techniken festlegten (hauptsächlich durch ein Zusammenspiel von Wortstellung, Verbalaspekt und Kasus), zu Sprachen, die obligatorisch an bestimmten Positionen im Satz mit einer bestimmten Art von

Tatian, althochdeutsche Übersetzung von Lukas 2, V. 7.
<http://titus.fkidg1.uni-frankfurt.de/didact/idg/germ/asachsbs.htm>
© Jost Gippert, Johann-Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt.



Petrarca. Aus dem Zyklus berühmter Frauen und Männer. Fresko von Bartolo di Bargillia (c. 1421/23–1457) in den Uffizien, Florenz, um 1450.

Substantiven in einem bestimmten Numerus Nominaldetermination verlangen. Und damit ist eine der frühesten Fragen romanistischer Sprachwissenschaft angesprochen, diejenige nämlich, warum die romanischen Sprachen als ununterbrochene Fortsetzer des Lateinischen (man denke an die passende italienische Bezeichnung der romanischen Sprachen als *lingue neolatine!*) heute Artikel benötigen, wo ihre ‚Mutter‘, das nicht-literarische Lateinische, dies nicht tat.

Der Forschungsansatz: Indefinitheit und Textkohärenz

Diesem Rätsel auf die Spur zu kommen, habe ich nun die Frage nach der besonderen Leistung der Artikel, genauer der Nominaldeterminanten gestellt, und zwar bezogen auf die bisher kaum systematisch untersuchten und diskutierten *indefiniten Nominaldeterminanten* in mittelalterlichen und frühneuzeitlichen italienischen Texten. Indefinite Nominaldeterminanten sind solche, die dem Hörer einer sprachlichen Äußerung signalisieren, dass er die Referenz durch den nominalen Ausdruck nicht nachvollziehen kann, also Elemente wie dt. *ein, irgendein, ein gewisser* usw., ital. *uno, qualsiasi, un certo*, lat. *quidam, aliquis*. Der so genannte unbestimmte Artikel, ein im Deutschen relativ unproblematisches Konzept (*ein* im Gegensatz zu *der*), ist im Italienischen und gerade bei einem historischen Zugang nicht einfach isolierbar. Er steht in einem ganzen Paradigma von Ausdrücken, die alle ungefähr Indefinitheit im beschriebenen Sinne ausdrücken, alle mehr oder weniger fakultativ sind und erst allmählich obligatorisch werden, und, und das ist eine wesentliche Beobachtung im immer notwendigen Sprachvergleich, er besitzt einen im Deutschen nicht-existenten Gegenpart, den so genannten ‚Partitivartikel‘, zum Ausdruck von ‚Nicht-Zählbarkeit‘. Dem Deutschen *Ich trinke heute Wein* (als Substanz) im Unterschied zum *Das ist ein besonders guter Wein* (als individuierbares Produkt) steht im Italienischen ein *Oggi bevo (del) vino* und ein *Questo è un vino molto buono* gegenüber – im ersteren Fall kann *del* zur Anzeige von Nicht-Zählbarkeit verwendet werden, wo im Deutschen lediglich ein nicht-determiniertes Nominalsyntaxma, in unserem Beispiel ein bloßes Substantiv, steht.

Alle bisherigen Beispiele zeigen außerdem, dass das tatsächliche

Funktionieren von Nominaldeterminanten erst in konkreten Texten sichtbar wird. Sie scheinen einen Hauptbeitrag zur Herstellung des inhaltlichen Zusammenhangs von Texten, also zu deren Kohärenz als dem zentralen Textualitätskriterium, zu leisten. Bestimmte Nominaldeterminanten, also in definiten Nominalsyntaxmen, sind geeignet zur Versprachlichung bereits bekannter, in der Textwelt vorhandener Referenten, unbestimmte Nominaldeterminanten, also in indefiniten Nominalsyntaxmen, führen dagegen neue Textreferenten ein:

Es war einmal ein König.
INDEFINIT/NEU
Der König
DEFINIT/BEKANT
hatte drei Töchter.
INDEFINIT/NEU
Diese Töchter
DEFINIT/BEKANT
waren sehr schön.

Dies ergeben Textuntersuchungen neuzeitlicher Texte in Sprachen mit Nominaldetermination: Wie sich dies in älteren Texten verhält und ob dieser Untersuchungsansatz überhaupt geeignet ist, die Funktion von und damit letztlich den Grund für das Entstehen von Nominaldetermination in der Frühzeit der romanischen Sprachen zu entdecken, musste sich im Laufe der Untersuchung erweisen.

Die Datenbasis

Aus all diesen Gründen wurde die empirische Basis der Arbeit in dreierlei Hinsicht sehr breit gestaltet: Gegenstand war eine möglichst umfassende Beschreibung von Funktion und Distribution nominaler Indefinita des Altoskanischen über einen Zeitraum von etwa 250 Jahren. Das Altoskanische als der Vorläufer der heutigen italienischen Standardsprache ist in seinem Laut- und Formenbestand dem Lateinischen noch relativ nahe. Es prägt verschiedene Gattungen in der

europäischen Literaturgeschichte nachhaltig, etwa die Novellistik durch das *Decameron* von Giovanni Boccaccio, die Lyrik durch den *Canzoniere* Petrarca; auf der anderen Seite ist es im romanischen Kontext ein relativ spät verschriftlichtes Idiom – die okzitanische Troubadourlyrik oder die französische Heldenepik erscheinen um einige Jahrhunderte früher als die ersten längeren literarischen Texte in der Italo-romania (im 13. Jahrhundert). Besonders spannend ist es daher, die Referentialisierungsleistungen und -anforderungen in elaborierten längeren literarischen oder philosophischen Texten, die eng mit der Kohärenzherstellung verflochten sind, in den nicht mehr lateinischen Texten bestimmter Autoren zu untersuchen: Sie sind mit einiger Sicherheit reiches Anschauungsmaterial für die (Neu-)Ordnung des Paradigmas nominaler (In-)Definita. Diese Spannung bezüglich Bedeutung und Struktur der frühen italo-romanischen Texte motiviert ihre Detailuntersuchung.

Die Arbeit beschreibt genauer Funktion und Distribution von 22 indefiniten Nominaldeterminanten und

Pronomina in 9 alttoskanischen Texten. Im Einzelnen wurden die in Tabelle 1 genannten Texte ausgewählt und in mittlerweile elektronisch gut verfügbaren Korpora analysiert. Leitend bei der Auswahl der Texte war ihre relativ große zeitliche Spanne (von den ersten längeren elaborierten Texten der Italo-romania bis zur Normierung der italienischen Literatursprache durch Pietro Bembo 1525), ihre dialektale Einheitlichkeit (Florentinisch bzw. Toskanisch) und ihre Vergleichbarkeit. Die horizontale Ordnungsdimension der unten stehenden Tabelle besteht nämlich in der jeweils dominierenden Hauptfunktion der Texte, also (Fiktives) Erzählen, (Geschichtliches) Erzählen und Kommentieren und Erörtern. Menschliche Sprache tritt ja niemals isoliert in Wörtern oder Sätzen, sondern immer nur in Texten auf, die ihrerseits neben den grammatischen Regeln bestimmten Mustern folgen, so genannten Diskurstraditionen. Das bedeutet gerade für die historische Sprachwissenschaft, dass wir Daten, die wir in älteren Texten finden, niemals direkt ausschließlich auf das grammatische System zurückführen

dürfen, sondern stets auch ihre universale oder eben diskurstraditionelle Motiviertheit berücksichtigen müssen. Und in der Tat zeigen sich beispielsweise die pronominalen *cosa* („etwas“), *persona* („jemand“) und *veruno* („keiner“) in den Novellensammlungen als außerordentlich häufig; die mit *quale* aus lat. *qualis* zusammengesetzten Indefinita wie *qualunque* („was/wer auch immer“) sind typisch für die argumentativen Texte u. a.

Spezifität und „Zählbarkeit“: Artikel als Klassifikatoren

Die Untersuchungen zeitigen einige interessante Ergebnisse, die die Entwicklungsgeschichte der 22 Determinanten von den lateinischen Etyma bis zu ihren neuitalienischen Werten und Funktionen detailliert nachzuzeichnen erlauben. Der innerromanische Sprachvergleich, der an geeigneter Stelle immer wieder herangezogen wurde, trug dabei wesentlich zu einem Gesamtbild der einzelnen Sprachwandelphänomene und den ihnen zu Grunde liegenden kognitiven Prozessen bei. So besitzt das gehobene Italienisch bis auf den heutigen Tag eine Kombination aus

| | 1250–1350 | 1350–1450 | 1450–1550 |
|--|---|--|--|
| Novellensammlungen | Il Novellino (anonym), 1280–1300 | Il Decameron (Giovanni Boccaccio), zum Großteil nach 1348 entstanden | Il Novellino (Masuccio Salernitano), 1440–1475/76 |
| Historiographische Texte | Nuova Cronica (Giovanni Villani), 1308–1348 | Ricordi di Giovanni di Pagolo Morelli (Giovanni Morelli), 1393–1411 | Istorie fiorentine (Niccolò Machiavelli), 1519–1525 |
| Expositorisch-argumentative Texte (Philosophie, Sprachreflexion, Gesellschaftsbeschreibung und -kritik) | Il Convivio (Dante Alighieri), 1304–1307 | I Libri della famiglia (Leon Battista Alberti), die ersten drei 1433/34 in Rom, das letzte Buch 1436/37 oder 1440 entstanden, 1475/1476 endgültig zusammengestellt | Prose della volgar lingua (Pietro Bembo), entstanden spätestens ab 1512, erschienen 1525 |

Tabelle 1:
Übersicht über die
Texte für die Unter-
suchung von
22 indefiniten No-
minaldeterminanten
und Pronomina im
Altto-
skanischen.

lat. *vere* + *unus* (,genau einer‘) zu *veruno* (,keiner‘), mit einer ganz erstaunlichen Bedeutungsver-schiebung. Diese Bedeutungsver-schiebung erklärt sich daher, dass aus der Betonung der Einzigkeit eines Elementes aus einer Menge unter bestimmten Bedingungen geschlossen werden kann, dass es um die Betonung der Einermenge, nicht um die Individualität dieses Elementes geht (,Ich habe genau einen Euro‘), was zu der Verschiebung hin zu rumänischem *vreun* (,irgendeiner‘) führen kann. Wenn diese Betonung im Zusammenhang mit einer Negation erfolgt (,Ich habe nicht genau einen Euro‘ zu ,Ich habe nicht einmal einen Euro‘), kann im Laufe der Sprachgeschichte eine negative Bedeutung nicht nur oder nicht mehr der Negationspartikel, sondern dem indefiniten Element allein zugeschrieben werden – was von Otto Jespersen schon zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts für viele Sprachen als weit verbreiteter, wenn nicht universaler Sprachwandel beschrieben wurde. Interessant auch die Entwicklung von ital. *alcuno*, ,irgendeiner‘, aus lat. *aliquis* + *unus*, das im Gegensatz zu *uno* bei Boccaccio immer nicht-spezifische Referenten einführt, also solche, deren Individualität, ja bloße Existenz entweder keine Rolle spielt oder nicht bekannt und attestiert ist, während *uno* individualisierte Textreferenten einführt:

Giovanni Boccaccio:
Das Dekameron.
In der Übertragung
von Karl Witte, durch-
gesehen von Helmut
Bode, Düsseldorf/
Zürich 1999, Artemis
und Winkler, S.38.

I due fratelli [...] e domandano alcuno santo e savio uomo che udisse la confessione d'un lombardo che [...]; e fu lor dato un frate antico di santa e di buona vita ...

[...] die beiden Brüder [...] verlangten nach einem frommen und verständigen Manne, der einem Italiener [...] die Beichte hören könnte. Man gab ihnen einen bejahrten Mönch mit [...]

Dies erklärt sich aus der Etymologie von lat. *aliquis*, dem nicht-spezifischen Indefinitum (im Unterschied etwa zu lat. *quidam*) – hier hat sich ein Bedeutungsanteil bewahrt in einer neu entstandenen sprachlichen Einheit – das Phänomen der „persistence“, das ebenfalls als eine universale Begleiterscheinung von Sprachwandel angesehen wird. Spezifität ist überhaupt die zentrale referenzsemantische Kategorie in frühen Stadien der Artikelgrammatikalisierung – die explizite Kennzeichnung eines nominalen Elements als *unus x* erfolgt zu Beginn immer nur dann, wenn es hervor gehoben werden soll, d. h. im Folgenden eine wichtige Rolle spielen wird, wie Protagonisten, wichtige Schauplätze (wie im obigen Bibelauszug die Herberge) usw. Und dies, früher bereits für Sprachen wie das Hebräische, Deutsche oder auch das Spätlateinische im definiten Bereich Festgestellte konnte nun auch in unserer Untersuchung vollstens bestätigt werden. Dennoch scheint hier nicht der eigentliche Grund für die besondere zunehmende Grammatikalisierung, d. h. Obligatorifizierung der indefiniten Determinanten und insbesondere des italienischen unbestimmten Artikels *uno* und des ‚Partitivartikels‘ *del* zu liegen, die diese romanische Sprache mit dem Französischen teilt, im Gegensatz etwa zum Spanischen, das in der Hinsicht eher wie das Deutsche funktioniert. Auf der Suche nach mit diesen besonderen unbestimmten Artikeln korrelierten weiteren Eigenschaften wurde der Verlust des lateinischen Neutrums und die nicht-eindeutige Pluralmarkierung von Substantiven als mögliche Ursache identifiziert. Während das Lateinische bei Konkreta durch die Alternanz zwischen Maskulinum/Femininum und Neutrum beim gleichen Stamm ‚(Nicht-)Zählbarkeit‘ markieren konnte (also *caseum*: ‚Käsemasse‘, frz. *du fromage*, ital. *del formaggio* vs. *caseus*, ‚ein Stück Käse‘, frz. *un fromage*, ital. *un formaggio*; *olea*:

‚Olive‘, frz. *une olive*, ital. *un'oliva* vs. *oleum*, ‚Öl‘, frz. *de l'huile*, ital. *dell'olio*), fällt diese Möglichkeit in den Sprachen vollständig weg, die das Neutrum als Genus formal und inhaltlich vollständig verlieren – und das sind die so genannten zentralromanischen Sprachen Französisch und Italienisch. Diese Sprachen verlieren außerdem im Laufe der Geschichte die wichtige eindeutige Pluralmarkierung ihrer Substantive ([ami] kann auf Französisch ‚Freund‘, ‚Freundin‘, ‚Freundinnen‘ und ‚Freunde‘ bedeuten!), so dass auch nicht aus der Pluralisierung auf ‚Zählbarkeit‘ geschlossen werden kann. Was geschieht? Diese Sprache etablieren die ‚Zählbarkeitsunterscheidung‘, die immer möglich ist und mit wichtigen Referenten auch schon im Spätlateinischen vorgenommen wurde, in ihrer Nominaldetermination, da es noch vor der Festlegung der Referenz (über definite Markierung) wichtig ist zu sagen, über welche Art von Gesprächsgegenstand gesprochen werden soll (Funktion der Apprehension, das sprachliche Erfassen von Gegenständen). Damit ist die Leistung indefiniter Nominaldeterminanten zumindest für die romanischen Sprachen neu identifiziert: Es handelt sich dem Ursprung nach um ‚Nominalklassifikation‘, um die Identifikation der Art des intendierten Referenten, aus der sich erst sekundär Nicht-Identifizierbarkeit im Text ergibt. Diese Hypothese haben ausgedehnte Analysen in den untersuchten Texten eindeutig belegt, so dass nun in einem nächsten Forschungsschritt und einem entsprechenden Forschungsprojekt die Geschichte der anderen romanischen Sprachen in Bezug auf ihre Nominaldetermination und damit korrelierte Phänomene in Angriff genommen werden soll.

Die Autorin ist Professorin für Romanische Philologie an der Freien Universität Berlin.





ZEITGESCHICHTE

Zur untergegangenen Tradition der Rektoratsrede

SELBSTVERGEWISSERUNG DER UNIVERSITÄT ÜBER IHRE BEDEUTUNG UND IHREN ORT IN DER GESELLSCHAFT.

VON DIETER LANGEWIESCHE

Als sich im 19. Jahrhundert im deutschen Sprachraum die moderne Universität entwickelte, die Forschung und Lehre zusammenführte, entstand ein Problem, für das es keine glatten Lösungen gibt: In der Forschung muss die Universität selbstbestimmt immer neue Bereiche erschließen und die neuen Erkenntnisse in der Lehre vermitteln; als Institution im Bildungssystem soll sie hingegen die vielfältigen, widerspruchsvollen Erwartungen bedienen, welche die Gesellschaft an sie richtet. Die Spannungen, die aus dieser Doppelaufgabe erwachsen, begleiten die Geschichte der modernen Universität. Der gegenwärtige radikale Umbau der deutschen Hochschullandschaft ist eine weitere Etappe auf diesem Weg. Auf ihm ist auch die Rektoratsrede entstanden... und untergegangen.

In der Rektoratsrede suchte die Universität, den eigenen Standort in der Wissenschaft und in der Gesellschaft zu bestimmen und dieses Selbstbild einer größeren Öffentlichkeit zu vermitteln. Zu rituell wiederkehrenden Anlässen versicherte sich die Universität ihres Ortes in der Gesellschaft und ihrer Bedeutung für sie, indem sie über das sprach, was sie tat. Dass diese Tradition in den 1960er Jahren auslief, lässt einen tiefgreifenden Wandel in der Kommunikation zwischen Hochschule und Gesellschaft bzw. Hochschule und Politik erkennen.

Bildung durch Teilhabe an Forschung

Bildung formt die Persönlichkeit – diese Überzeugung zieht sich als roter Faden durch die deutschen Rektoratsreden des 19. und 20. Jahrhunderts. Bildung durch Forschung, Forschung als bester Weg zur Bildung. Darin sahen die Redner die geistige Einheit der Universität trotz rasant voranschreitender fachwissenschaftlicher Spezialisierung verbürgt. Deshalb waren sie überzeugt, mit einem fachwissenschaftlichen Vortrag Zeugnis von diesem Bildungsauftrag und Bildungswillen der Universität abzugeben. Nicht Spezialwissen bildet, sondern – so die Grundüberzeugung, die alle Fächer einte und in der Gesellschaft Zustimmung fand – der forschende Zugang zum noch Unbekannten. Wer dies einmal vollzogen hat, sei gebildet für das ganze Leben. Deshalb nannte der klassische Philologe Georg Goetz in seiner Jenaer Rektoratsrede von

1910 die Promotion einen „*Protest gegen die Auffassung, dass die Aufgabe der Universität sich darin erschöpfe, Arbeiter für die Staatsmaschine oder das Räderwerk des Lebens abzurichten*“. Sie sei vielmehr das „*Symbol der Aufnahme in den grossen Bund der Veredlung des Menschengeschlechts durch wissenschaftliche Bildung*.“

Forschung an sich bilde, auf welchem Gebiet auch immer und wie spezialisiert sie sein mag. Dieser Glaube an die Verschwisterung von Wissenschaft und Bildung ließ die Forschungs- und Ausbildungsstätte Universität als eine Einheit erscheinen und stellte sie zugleich an die Spitze aller Bildungseinrichtungen. Mit den Rektoratsreden trat sie vor eine breitere Öffentlichkeit, der viel abverlangt wurde. Hielten die Rektoren einen Fachvortrag, bemühten sie sich zwar meist, auch für Fachfremde verständlich zu sprechen, doch als Pflicht sahen sie das nicht. Der

Rektoratsreden des 19. und 20. Jahrhunderts

Die Erforschung der Rektoratsreden des 19. und 20. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum und in der gesamten Schweiz durch die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften wird von dem Autor (Universität Tübingen) gemeinsam mit Prof. Dr. Rainer C. Schwinges (Universität Bern) geleitet. Finanziert wird sie von der DFG und der Fritz Thyssen-Stiftung sowie mit Schweizer Mitteln. Zur Zeit wird eine Datenbank bei der Historischen Kommission eingerichtet, in der online die bibliographisch erfassten Reden recherchiert werden können. Die Schweizer Reden sind zudem digitalisiert worden und bereits einzusehen: www.hist.unibe.ch/content/forschungsprojekte/rektoratsreden/index_ger.html

Laie muss sich um den Experten bemühen, nicht umgekehrt. Denn Bildung ist an Voraussetzungen gebunden, und sie kostet intellektuelle Anstrengung, zu der nicht jeder fähig ist. Das setzten die Rektoren voraus, und offensichtlich durften sie bei ihren Hörern auf Zustimmung rechnen. Einen Laienrabatt für Fachfremde räumten die Rektoren also nicht ein. Das hätte dem universitären Selbstverständnis von Bildung durch Forschung widersprochen.

Zur Forschung gehören die Irrwege oder Sackgassen ebenso wie die ständigen Spezialisierungen. Und beides führten die Rektoren in ihren Fachvorträgen vor, um Forschung als einen Prozess auszuweisen, der keine endgültigen Wahrheiten schafft und nie abgeschlossen sein kann. Dies zu erkennen und als Grundlage für Bildung anzunehmen, verlangten sie, wenn sie mit einer fachlichen Rektoratsrede vor ihr Festpublikum traten. Als Gegenleistung versprachen sie Einsicht in den Menschheitsfortschritt durch

Otto Binswanger
(1852–1929) war
1911 Rektor der Uni-
versität Jena.



Forschung und einen Beitrag zu der Fähigkeit und dem Willen, sich als Individuum einsichtsfähig zu machen, um die archaischen Kräfte „unter einer sehr dünnen, sie niederhaltenden Humusschicht der Zivilisation“ durch Bildung zu beherrschen. So hatte es 1925 der Jurist Heinrich Gerland formuliert.

Kommunikation mit der Gesellschaft, nicht im Elfenbeinturm

Für die jährlich wiederkehrenden Rektoratsreden wurden meist Themen gewählt, mit denen die Redner ihre Fächer und damit auch die Universität insgesamt als zuständig für gewichtige gesellschaftliche Probleme präsentierten. Es waren Fachvorträge, aber keine Reden im Elfenbeinturm, in dem die Universität einer wohlfeilen Redewendung zum Trotz sich nie verschanz hat. Nicht selten wählten die Rektoren ihr Fachthema aus aktuellen politischen oder gesellschaftlichen Anlässen aus, stets aber darauf bedacht, dies nicht als Einmischung in die Tagespolitik erscheinen zu lassen. Sie beanspruchten, sich als Wissenschaftler auf der Grundlage von Forschungsergebnissen „objektiv“ zu Problemen zu äußern, um so Entscheidungsgrundlagen für den Einzelnen oder für die Gesellschaft bereitzustellen. Beispiele dafür bieten die Rektoratsreden, welche die Mediziner Wilhelm Müller und Otto Binswanger in Jena gehalten haben.

Als Wilhelm Müller 1898 über „Männergehirn und Frauengehirn in Thüringen“ sprach, äußerte er sich als Professor der Pathologischen Anatomie zu einer umstrittenen gesellschaftspolitischen Frage: Sollen Frauen zum Studium zugelassen werden oder nicht? Das Ergebnis seiner und anderer Forschungen, die er vortrug, lautete: Die Gehirnmasse der Frau sei zwar

geringer als die des Mannes, doch die Unterschiede seien zu gering, um aus diesem Grund den Frauen das akademische Studium zu verwehren. Ihm fielen dann doch noch Gründe ein, warum ein Frauenstudium nicht zweckmäßig sein könnte – Fragen der Ethik und des Bedarfs –, doch das oft angeführte Argument eines zu geringen Hirngewichts entkräftete er mit Ergebnissen empirischer Forschung. Er intervenierte als Wissenschaftler in eine kontroverse gesellschaftspolitische Debatte, ohne jedoch, so sein Selbstverständnis, selber politisch zu argumentieren. In der gleichen Weise verfuhr Otto Binswanger, als er 1911 ausgehend von einer Pressedebatte über Schülerelbstmorde die Forschung zu „*psycho-pathologischen Konstitutionen*“ vortrug und daraus Folgerungen für Erziehungsmethoden ableitete. In seinem Rektorat ein Jahrzehnt zuvor hatte er allgemein die Bedeutung der „*Psychopathologie*“ für die gesamte Medizin vorgestellt. Auch diese Rede, die ein Jahrhundert Medizingeschichte bis in die unmittelbare Gegenwart verfolgte, verlangte viel von den Zuhörern.

Der Konsens zwischen Universität und Gesellschaft bricht

Die Sicherheit, mit einem Fachvortrag die Bildungserwartungen eines fachfremden Publikums zu erfüllen, wurde in Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg brüchig. Sie wurde seit dem nie wieder zurückgewonnen – weder in der Gesellschaft noch an den Universitäten. Bildung erwächst nicht mehr von selbst aus Forschung gleich welcher Art, so erkannte man damals; sie erfordert vielmehr auch an der Hochschule, die weiterhin als ein Ort fern jeder Parteipolitik gedacht wurde, Bekenntnis zu einem festen Standort in den politischen und weltanschaulichen Kämpfen der Gegenwart. Das war neu damals.

Die Selbstsicherheit, mit der die Universität Bildung aus Forschung hervorgehen sah, überlebte den Ersten Weltkrieg nicht. Bildung erhielt nun im universitären Selbstbild eine zweite Grundlage: Neben Persönlichkeitsbildung durch Forschung als die methodisch angeleitete Suche nach dem noch Unbekannten trat die Forderung zur ethisch fundierten Formung des Einzelnen durch seine Entscheidung in den weltanschaulichen Gegensätzen der Gegenwart. Die Universität trat nun offen in die politische Arena. An den Rektoratsreden der Weimarer Republik lässt sich dies nachvollziehen.

Nach der Erfahrung des Nationalsozialismus, dem die deutschen Universitäten politisch und ethisch nichts entgegenzusetzen wussten, nahmen die Universitäten und die Gesellschaft das alte Leitbild – Bildung als Formung der Persönlichkeit durch wissenschaftliche Fachbildung – wieder auf. Ein Beispiel dafür bietet die Jenaer Rektoratsrede des Physikers Friedrich Hund aus dem Jahre 1948. Aufgabe der Universität und jeder einzelnen Wissenschaft sei es, den „geistig Führenden“ eine „Gesamtbildung“ und ein „Gesamtbewußtsein“ zu ermöglichen. Darunter verstand er die „Formung einer wissenschaftlichen Haltung“, die sein Fach leiste, indem es dem Menschen empirisch begründete Einsichten in die Natur bietet. Wie seine Vorgänger in der Zeit, als die Universität sich noch im Einklang mit ihrer politischen Umwelt wusste, vertraute auch Hund auf die Persönlichkeitsbildung durch „ernsthafte wissenschaftliche Arbeit“. Sie führe „zu einer besonderen Art des persönlichen Verhaltens. Sie ermöglicht ein Denken unter zeitweiliger Aufhebung der eigenen Wünsche, unter Absehung vom jeweiligen eigenen Willen. Nur so besteht Hoffnung, ungetrübt die Wirklichkeit zu erkennen.“ Und zwar offen für „die noch nicht

bekannte Wirklichkeit“, verbunden mit der Scheu vor zu schnellen Synthesen und „endgültigen Behauptungen“.

Das Fachstudium als bester Weg zur allgemeinen Bildung – mit dieser Maxime, die der Physiker an seiner Disziplin anschaulich machen wollte, als er sein Publikum 1948 in die Geschichte der modernen Physik einführte, vergewisserte sich die Universität einer Tradition, die sie für zukunftsfähig hielt. Dass dieses alte Leitbild einer wissenschaftlich fundierten Bildung zu keiner Zeit in der Lage gewesen ist, politische Urteilsfähigkeit zu sichern, weder bei den Studenten noch bei den Professoren, blieb diesem Repräsentanten der Universität verschlossen. Zumindest sprach er nicht darüber.

Bildung ohne Bildungskanon?

Der Weg zurück in die Selbstsicherheit, als Forschungsstätte per se stets auch Bildungsstätte zu sein, ist heute versperrt. Die Universität der Zukunft, die aus den Reformen der Gegenwart hervorgehen soll, kann zudem auf keinem auch nur annähernd klaren Bildungskanon aufbauen, den ihre Studenten und ihre Dozenten aus Schule und Familie mitbringen. Sie verfügt auch selber über einen solchen Kanon nicht. Es wäre heutzutage angesichts der gesellschaftlichen Erwartungen an die Universität, wie sie derzeit in ein neues Regelungssystem mit Sanktionsgewalt gefasst werden, wohl systemwidrig nach dem Bildungswert eines Universitätsfaches

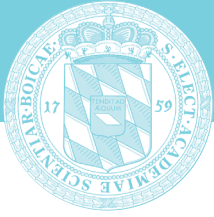


Friedrich Hund
(1896–1997),
Rektor der Universität
Jena 1948.

zu fragen. Der Wert von Fächern wird vielmehr vorrangig danach bemessen, wie viele Studenten sie anziehen und wie hoch ihr Drittmittelpotential ist als vermeintlich harter, objektiver Messwert für Forschungsleistung. In einer Gesellschaft, in der es keinen Konsens gibt, was Bildung ist, kann die Vermittlung von Bildung nicht als ein gewichtiges Kriterium für die Leistungsmessung in der Universität dienen. Das ist einsichtig. Eine Rektoratsrede, die weiterhin darauf vertraute, dass die Universität als Forschungsinstitution ihre Studierenden bildet, weil sie ihnen zeigt, was es heißt zu forschen, ginge ins Leere. Sie träfe nicht mehr auf eine Gesellschaft, die dafür aufnahmefähig wäre. Das dürfte der wichtigste Grund sein, warum die Tradition der Rektoratsrede als Fachvortrag nicht wieder aufgenommen wurde. Die Kommunikation mit der Gesellschaft läuft heute über andere Bahnen und nach anderen Regeln.

Der Autor ist o. Professor
für Neuere Geschichte an der
Universität Tübingen.





INFORMATIONSTHEORIE

Texte aus der Sicht der Informationstheorie

WIE VIEL INFORMATION ENTHALTEN TEXTE UND WIE KANN MAN AUTOREN ERMITTELN?

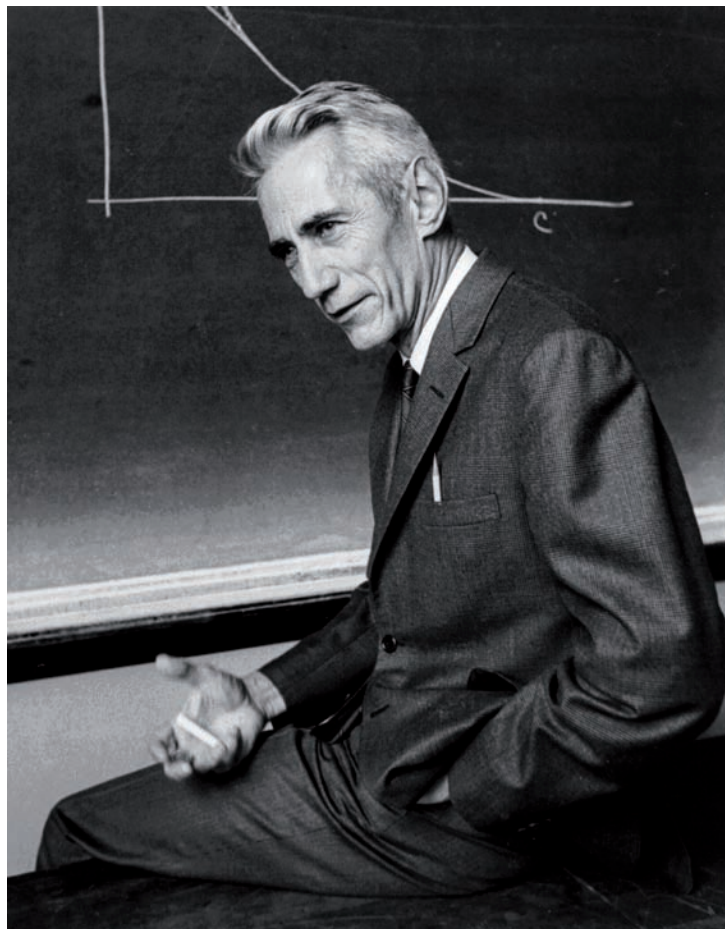


Abb. 1:
Claude Elwood
Shannon als Hoch-
schullehrer vor
einem Tafelbild
seines Kanal-
codiertheorems.

VON JOACHIM
HAGENAUER

Wer heute Texte mit einem Textverarbeitungsprogramm bearbeitet, archiviert oder über das Internet überträgt, benutzt möglicherweise eines der beim Textverarbeitungssystem vorhandenen Kompressionsprogramme,

um Speicherplatz bzw. Übertragungszeit zu sparen. Solche Programme sind etwa unter dem Namen „zip“ bekannt. Man kann nun danach fragen, wie groß der minimale Speicherplatzbedarf nach solch einer Komprimierung ist. Dies ist eine Frage von immenser Bedeutung, wenn man daran denkt, dass etwa die Firma Google daran arbeitet, alle Texte

unserer Geistes- und Wissenschaftsgeschichte zu speichern, zu verteilen und so rasch zugänglich zu machen.

Der mittlere Informationsgehalt von Nachrichtenquellen

Diese Frage wurde lange vor der Einführung der modernen Speicher- und Rechnertechnologie bereits 1948 durch den Mathematiker und Ingenieur Claude Elwood Shannon (1919–2001) grundsätzlich beantwortet. Shannon ist der Begründer einer ganzen Wissenschaftsdisziplin – der „Informationstheorie“ –, und sein Kompressionstheorem für Texte, das so genannte Quellencodiertheorem, ist nur ein kleiner Teil seines immensen Werkes. Die Aktualität seiner Arbeiten spiegelt sich darin wider, dass sein grundlegender Aufsatz von 1948 bei *Scholar Google* mit über 14.000 meist neueren Zitaten aufgelistet wird.

Shannon hat den Begriff des mittleren Informationsgehaltes von Nachrichtenquellen geprägt, von denen Texte hier lediglich als Beispiel dienen. Dabei ist Information nach Shannon nur im statistischen Sinn aufzufassen; die Semantik oder gar die Ästhetik eines Textes interessiert ihn zunächst nicht. Auch dem „dummen“ Computer gilt ja das Geschreibsel eines Erstklässers gleich viel wie ein Goethedicht. Texte sind demnach Buchstabenfolgen, die

ARCHIVE.COMPUTERHISTORY.ORG



durch ihre Statistik, also durch die Wahrscheinlichkeit oder die relativen Häufigkeiten von Buchstaben, beschrieben werden.

Die Informationseinheit Bit

Was ist also dieser statistische Informationsgehalt? Shannon hat ihn über den Logarithmus des Kehrwertes der Auftrittswahrscheinlichkeit definiert. Seltene Ereignisse haben also einen hohen Informationsgehalt. Nimmt man den Logarithmus zu Basis 2, so ist die dadurch definierte Informationseinheit das berühmte Bit, und den Umfang unserer Texte messen wir dann beispielsweise in Megabit. Hätte man einen Text einer Sprache, bei der 32 statistisch unabhängige Buchstaben bzw. Zeichen mit gleicher Häufigkeit vorliegen, so wäre der Informationsgehalt nach Shannon – er nennt es Entropie – 5 bit pro Buchstabe. Das wäre zu gegebenem Maße ein ziemlich langweiliger Text. Texte einer Sprache sind strukturiert und Buchstaben wie Buchstabengruppen (Wörter) kommen mit unterschiedlicher Häufigkeit vor. Bei deutschen Texten sind die häufigsten Buchstaben (über 5 %):

Tabelle 1: Die häufigsten Buchstaben in deutschen Texten

| | |
|---|---------|
| E | 17,61 % |
| N | 10,44 % |
| D | 7,49 % |
| R | 7,40 % |
| S | 6,59 % |
| I | 6,48 % |
| T | 6,12 % |

Im Vergleich dazu sind die häufigsten Wörter in deutschen Texten: der, die, und, in, den, von, zu, das, mit, sich ...

Kennt man die Statistik von Buchstabengruppen, so kann man sogar einen statistischen – natürlich sinn-

losen – Text synthetisch erzeugen. Am Lehrstuhl für Nachrichtentechnik haben wir (Günter Söder) so z. B. die Häufigkeit ermittelt, mit der ein bestimmter Buchstabe nach einer Zweierkombination von Buchstaben in der Lutherbibel und der King-James-Bibel vorkommt. Erzeugt man nun nach dieser Wahrscheinlichkeitstabelle einen pseudozufälligen Text, der mit der Zweierkombination „go“ beginnt, so erhält man beispielsweise die folgenden Texte (Abb. 2), die einem in manchen Abschnitten fast sinnvoll vorkommen können, so z. B. in der ersten Zeile „und so wie weinet“ und am Textende „thy drend of life me thee“.

non besagt, dass man Texte bis auf ihre Entropie komprimieren und dann fehlerfrei wiedergewinnen kann. Allerdings ist es selbst für heutige Höchstleistungsrechner ein zu schwieriges Unterfangen, alle statistischen Bindungen in einem Kanon von Texten zu ermitteln, um dann daraus die Entropie zu berechnen. Shannon hat bereits 1951 in einem genial einfachen Verfahren, dargestellt in seinem Aufsatz *The entropy of printed English*, eine gute Näherung gefunden. Er ließ Studenten den nächsten Buchstaben in einem abgedeckten Text schätzen und zählte die Zahl der Rateversuche, bis der (verdeckte) richtige

gottert seinem kanlichtel lavie und so wie weinet euch eine ers haben hand sen wein fallte sen derde der um frichre kne mon ine nachine unger ern aussein nicht war wurcht ang und sie issen len fruchtenem die nund elen derrlen re alt jen allt und bischwen der und sitet halem haftim verten der ern undteifen war da under er tesch ken ophin gehe dermach ihm treurchei nachen das kampfe berst maeles er geze der das ste flichzerder amach und digkenke doche gebereuch dem ge hollen hagenseibt brachtst und mitten wal und fle allein gen du zu hater ren abeidas brie ruf und dertnaule derk nich wohnegtenhath abereig den

god ing the chict abalt to good agel serah unt him hes my godstroys sh them unt and hind th idsel ell cat th set andry froughter and ham bekah brew nes my rah ble and unt came yeathe dau ith of haved ne own grothou wee upons of the and washe me jok pland wastrich cringed golded lottly faters god thany se flore and nigh luchenahat unto and and came my younto dings abrom seve ablee had any face saing come mothey flot by th thou gaid and gater day for unt uncep his dam saing igns nam ale of this and shat levento whis weld unto und sh whe fie youltake to soner an saids sh nother thy drend of life me thee anto to ders unto

Abb. 2: Beispiele synthetisch erzeugter Texte.

Entropie von Texten

Texte enthalten Redundanz und ihr Informationsgehalt (die Entropie) ist weit weniger als die oben bestimmten 5 bit pro Buchstabe. Was ist nun aber diese wahre Entropie von Texten und wie bestimmt man sie? Die Frage ist für die eingangs erwähnten Textkompressionsverfahren wichtig, denn das berühmte Kompressions-Theorem von Shan-

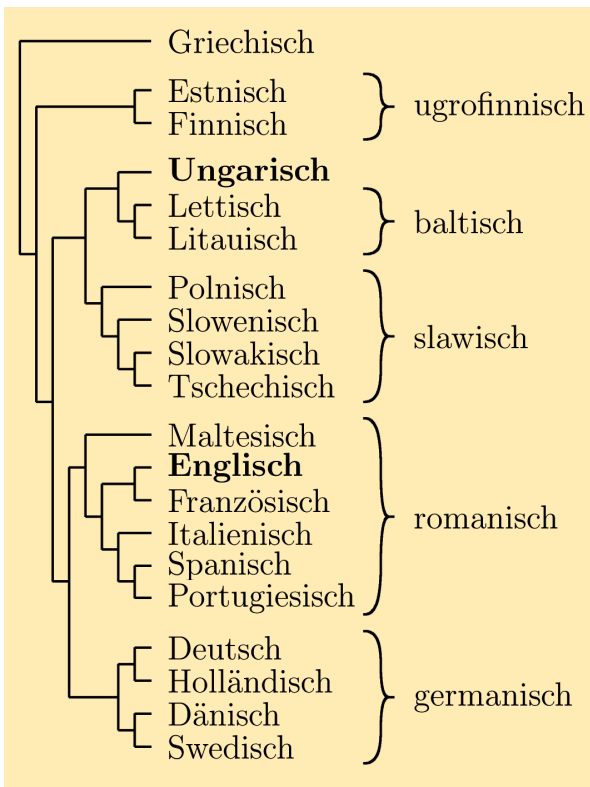
Buchstabe gefunden wurde. Aus der Statistik dieser Zahlen konnte er einen Schätzwert von etwa 1.5 bit pro Buchstabe ermitteln, den der große deutsche Nachrichtentechniker Karl Küpfmüller 1954 für die deutsche Sprache in etwa bestätigte. Demnach müsste es also einen Kompressionsalgorithmus geben, der Texte um einen Faktor 5/1.5, also etwa um das Vierfache, komprimieren kann.

Abb. 3 : Der LZ-Algorithmus

**Mathematische
Definition
von Textdistanzen
mit Hilfe der
Informationstheorie.**

Shannons Theorie ist nicht konstruktiv, so dass man aufgrund seiner Ergebnisse allein keinen solchen Textprozessor bauen kann. Seit 50 Jahren bemühen sich Ingenieure und Informatiker, das Shannonsche Versprechen einzulösen. In Textverarbeitungsprogrammen taucht manchmal das Kürzel LZ auf. Dies weist auf einen Kompressionsalgorithmus der israelischen Wissenschaftler Abraham Lempel und Jacob Ziv hin, der sogar komprimieren kann, ohne die Statistik zu kennen. Die Statistik der Buchstabenfolgen lernt der LZ-Algorithmus sozusagen intern, während er die Texte bearbeitet. Nun weiß man, dass die Shannonsche Theorie nur asymptotisch, also für sehr lange Texte gilt und somit der „Kompressor“ nur dann gute Kompressionsergebnisse liefert, wenn man statt einer Seite das ganze Buch oder noch besser eine ganze Bibliothek komprimiert.

**Abb. 4:
Sprachbaum abgeleitet aus EU-Texten und einem Distanzmaß der Informationstheorie.**



Definiere eine **Distanz** (Metrik) zwischen zwei DNA Folgen S_i and S_j mit Hilfe ihrer Entropien $H(S_i), H(S_j)$ und der Transinformation $I(S_i; S_j)$

$$d(S_i, S_j) = 1 - \frac{I(S_i; S_j)}{\max(H(S_i), H(S_j))} \leq 1$$

und messe sie mit Hilfe von Kompressions-Algorithmen

$$d(S_i, S_j) \approx \frac{|\text{comp}(s_i, s_j)| - |\text{comp}(s_j)|}{|\text{comp}(s_i)|}$$

Kompression langer Texte

Man kann das Experiment leicht am häuslichen Computer machen, indem man die Größe des originalen Textes, bzw. von Teilen desselben, jeweils mit denen der „zip-Files“ vergleicht. Statt des Kompressionsfaktors 4 erreicht man wohl nur Werte von 2 bis 2.5. Rechenaufwändigere Verfahren, wie das „Context Tree Weighting“-Verfahren erreichen eine bessere Kompression; der Algorithmus untersucht hierbei den Kontext, indem er einen Kontextbaum aufbaut, aber immer nur auf „dummer“ statistischer Basis. Die Feinheiten der Semantik und Grammatik bleiben außen vor, ganz zu schweigen von der Weisheit oder der ästhetischen Schönheit, die in einem Text stecken mag.

Die elementare Struktur der Kommunikation

Umberto Eco, der italienische Semiotiker und Autor, hat übrigens seinem Lehrbuch *Einführung in die Semiotik* ein einleitendes, gut lesbares Kapitel über die Shannonsche Informationstheorie beigelegt, mit der Begründung: „Wenn jedes Kulturphänomen ein Kommunikationsphänomen ist, dann muss man die elementare Struktur der Kommunikation dort aufsuchen, wo Kommunikation sozusagen minimal stattfindet, d. h. auf der Ebene der Übertragung von Information zwischen zwei Apparaten.“ (Umberto

Eco, Einführung in die Semiotik, 7. Ausg., München, Fink 1991, Uni-Taschenbücher, S. 47.)

Textverwandtschaften

Die Shannonsche Theorie ist erweiterbar, um den wechselseitigen Informationsgehalt zweier Texte – nennen wir sie S_i und S_j – aus der Verbundstatistik zu bestimmen. Man bezeichnet die dafür relevante, von Shannon definierte Größe als Transinformation $I(S_i; S_j)$. Sie spielt eine große Rolle in der Übertragungstechnik und gibt sozusagen die Antwort auf die Frage „Wie viel kommt rüber?“ Sie misst wie viel Information zwei Texte gemeinsam haben. Man kann sie verwenden, um den statistischen Verwandtschaftsgrad von Texten zu messen. Wir haben am Lehrstuhl für Nachrichtentechnik der TU München ein Distanzmaß für den genetischen Code und für Texte entwickelt (Pavol Hanus 2004), um so die Verwandtschaft von Datenfolgen zu messen. Mathematisch sieht dieses Maß mit Werten zwischen Null und Eins folgendermaßen aus (siehe Abbildung 3).

Stammbaum der Sprachen

Hat man dieses Distanzmaß zwischen allen untersuchten Texten ermittelt, so kann man einen Verwandtschaftsbaum aufstellen. Das ist natürlich nicht schwierig zwischen Texten verschiedener Sprachen, wie es das Beispiel in

Abbildung 4 zeigt. Als Texte wurden umfangreiche juristische Texte (Verordnungen) der europäischen Union verwendet, die in verschiedene Sprachen übersetzt waren. Die hier sichtbare Verwandtschaft des Englischen mit dem Französischen erklärt sich wohl aus den verwendeten juristischen Fachtexten, die im Englischen offenbar mehr auf lateinisch-romanische Sprachwurzeln zurückgreifen.

Natürlich kann diese simple computer-basierte und automatisierte Methode nicht detaillierte linguistische Studien ersetzen, sie zeigt jedoch, dass Shannons Transinformation ein brauchbares Maß ist.

Ermittlung der Autorenschaft mit Hilfe der Informationstheorie

Schwieriger ist das folgende Zuordnungsproblem: Die *Federalist Papers* sind eine Serie von 85 Artikeln, welche 1787/88 in verschiedenen New Yorker Zeitungen erschienen. Sie dienten vorrangig als Verteidigungsschrift der 1787 in Philadelphia entworfenen, aber

noch nicht in Kraft getretenen Verfassung für die amerikanische Union. Die drei unter dem gemeinsamen Pseudonym Publius schreibenden Autoren Alexander Hamilton, James Madison und John Jay versuchten mit ihren Essays Einfluss auf die Ratifikationsdebatte zu nehmen. Die Autorenschaft von 12 Aufsätzen ist jedoch nicht endgültig geklärt. Das ist besonders schwierig, weil die drei Autoren in der gleichen Sprache und bei gleichem Bildungshintergrund über sehr verwandte Themen geschrieben haben. Wir haben mit einem die Shannonsche Transinformation verwendenden Distanzmaß eine Zuordnung von strittigen Aufsätzen versucht (Abbildung 5).

Mit größter Wahrscheinlichkeit sind sie demnach Madison zuzuordnen, wobei der prozentuale Abstand zu Hamilton gering ist, besonders beim Aufsatz 57. Unsere automatisierte Zuordnung stimmt mit der vorherrschenden Meinung von vielen Sprachwissenschaftlern, Historikern und Mathematikern überein, wobei Letztere ganz an-

dere Klassifikationsverfahren als die Informationstheorie verwendet haben.

Beispiel für interdisziplinäre Forschung

Die oben beschriebenen Verfahren verwenden wir in der Forschungsgruppe ComInGen des Lehrstuhles für Nachrichtentechnik (LNT-TUM) in enger Zusammenarbeit mit Genbiologen auch, um phylogenetische Abstammungsbäume mit Hilfe der mitochondrialen DNA zu erstellen. Die hier beschriebene Untersuchung von Texten mit Hilfe mathematischer und ingenieurtechnischer Verfahren mag als Beispiel interdisziplinärer Forschung dienen, wie sie einer Bayerischen Akademie der Wissenschaften aufgetragen ist.

Der Autor ist em. o. Professor für Nachrichtentechnik der TU München, o. Mitglied der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse und Vorsitzender des Forums Technologie der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

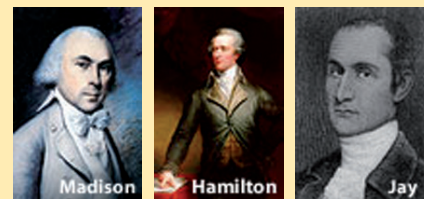
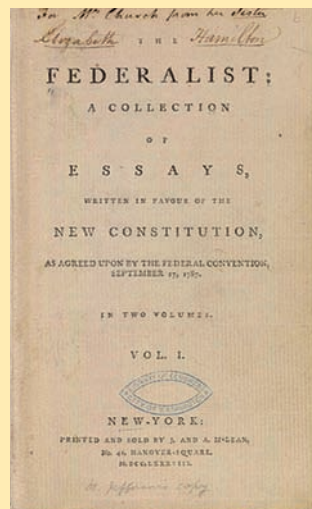


Abb. 5: Klassifizierung der „Federalist Papers“ mit Hilfe der Informationstheorie.

Autorenschaft-Erkennung

Federalist Papers

- 1787–1788 (New York)
- 85 Aufsätze (Pseudonym Publius)
- geschrieben von:
 - James Madison
 - Alexander Hamilton
 - John Jay
- bei 12 Aufsätzen ist die Autorenschaft strittig



| | | | |
|----|---|------|-------|
| 49 | ✓ | 7,9% | 17,7% |
| 50 | ✓ | 4,8% | 16,7% |
| 51 | ✓ | 7,3% | 15,8% |
| 52 | ✓ | 6,4% | 17,2% |
| 53 | ✓ | 5,8% | 13,7% |
| 54 | ✓ | 3,6% | 13,6% |
| 55 | ✓ | 4,8% | 14,9% |
| 56 | ✓ | 5,4% | 14,2% |
| 57 | ✓ | 1,0% | 13,7% |
| 58 | ✓ | 4,2% | 15,7% |
| 62 | ✓ | 5,3% | 12,3% |
| 63 | ✓ | 4,7% | 13,0% |



INDOLOGIE

Jenseits der Mittelmeerwelt – Diesseits des Ganges

DIE BAYERISCHE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN UND DIE INDIEN-RENAISSANCE.

VON FRIEDRICH WILHELM

Frühe Fördermittel

Franks lateinisch geschriebene Sanskrit-Grammatik (Würzburg 1823) ist die erste, die in Deutschland erschienen ist.

Die Indologie ist heute eine weitgefächerte Disziplin, in deren Mittelpunkt das Sanskrit steht. Sanskrit ist – cum grano salis – das Latein Indiens. Latein ist neben Italienisch die Amtssprache im Vatikan. Sanskrit gehört zu den offiziellen Sprachen der Republik Indien. Sanskrit und Latein sind lebendig gebliebene Bildungssprachen mit einer langen großartigen Tradition.

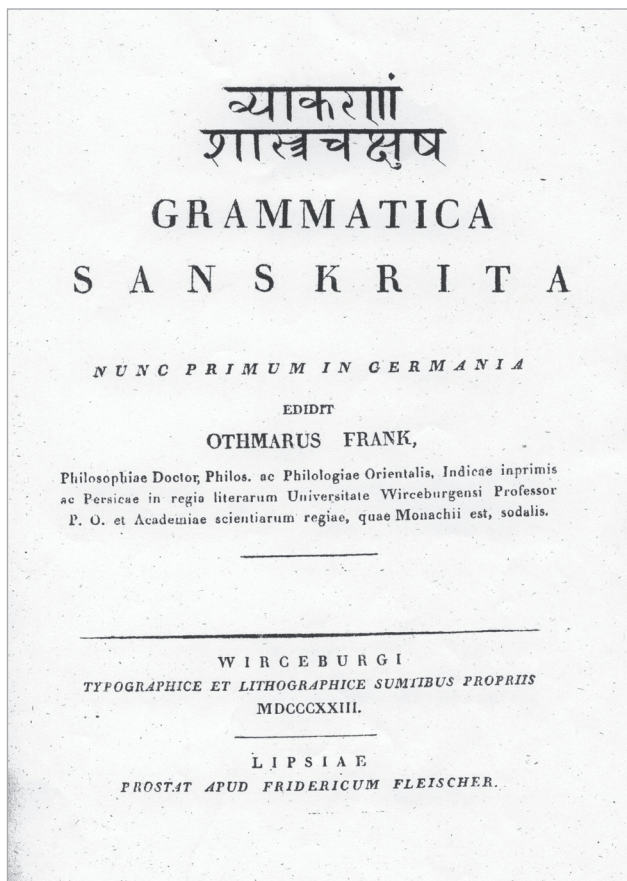
Englische Gelehrte, die Ende des 18. Jahrhunderts in Calcutta (heute Kolkata) tätig waren, machten das gebildete Europa mit dem Sanskrit und seiner Literatur bekannt, und die ersten Indologen, die nach August Wilhelm v. Schlegel (korr. M. 1808) in die Bayerische Akademie der Wissenschaften aufgenommen wurden, waren Engländer: Alexander Hamilton, Charles Stewart und Charles Wilkins (1815) sowie Henry Thomas Colebrooke (1816).

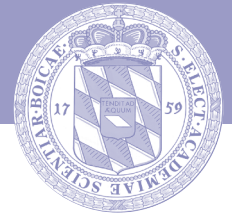
F. W. J. v. Schelling (o. M. 1806, Akademiepräsident 1827–42) bemerkte zu einem Gesuch von Othmar Frank 1811 (also drei Jahre vor Waterloo), dass Sanskrit nur in Paris erlernbar sei, und betonte dabei „die Nothwendigkeit der Emporhebung des in Baiern fast ganz dahingesunkenen orientalischen Studiums.“ Die Bayerische Akademie der Wissenschaften unterstützte zuerst die Sanskritstudien von Frank 1813–17 in Paris und Hertford, danach den London-Aufenthalt des weit begabteren Franz Bopp und war (wie die Preußische) bestrebt, die Kenntnis des Sanskrit voranzutreiben. Es war ein glücklicher Umstand, dass Max I. Joseph diese Entwicklung mit majestä-

tischer Nachsicht und Neugier begünstigte. Sein Sohn Ludwig (später Ludwig I.) förderte Bopps Studien in London 1818/19 sogar aus eigener Kasse.

Die schönste Schwester der indogermanischen Sprachen

Schon 1786 hatte Sir William Jones bemerkt: „Sanskrit ist von wunderbarer Struktur; perfekter als das Griechische, reicher als das Lateinische...“ Manche meinten sogar, Sanskrit sei die Mutter aller Sprachen. Dem war nicht so, aber es erwies sich als formvollendete Schwester in einer Sprachfamilie, die später nach ihren östlichsten und westlichsten Vertretern Indogermanisch und im Ausland Indo-European benannt wurde. Franz Bopp bewies 1816 die schon von Jones vermutete Verwandtschaft mit einer Untersuchung, die die vergleichende Sprachwissenschaft begründete: *Über das Conjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache.* Auf dieser bahnbrechenden Arbeit aufbauend wurden bis ins 20. Jahrhundert alle selbständigen Zweige der indogermanischen Sprachfamilie einbezogen (das Slawische, Baltische, Keltische, Albanische, Hethitische u. a.) und versucht, von der jeweils ältesten Sprachstufe ausgehend eine gemeinsame Ursprache zu rekonstruieren.





Vedisch

Seit den 1830er Jahren wurde im Westen das Vedische erforscht, eine Vorstufe des Sanskrit, die bis ins 2. Jahrtausend v. Chr. zurückreicht. Die älteste Form des Vedischen ist im Rigveda enthalten, dessen heilige Hymnen lange Zeit von den brahmanischen Priestern von Mund zu Ohr überliefert wurden – phonetisch genau, um ihre magische Wirkung zu bewahren, denn für die brahmanische Tradition sind die Veden ewig und wurden nicht von Dichtern verfasst, sondern von Sehern geschaut. Es ist bemerkt worden, dass sich das Vedische zum Sanskrit wie die Sprache Homers zum klassischen Griechisch verhält. Wir sprechen deshalb etwas unpräzise vom „vedischen Sanskrit“, zu dem auch die Erläuterungstexte bis hin zu den Upanishaden gerechnet werden.

Ein hervorragender Vedist war Hanns Oertel (o. M. 1933), der von 1934 bis 1943 in den Sitzungsberichten der Akademie zehn Abhandlungen über grammatische Probleme der vedischen Prosa publizierte. Oertel hatte den indologischen Lehrstuhl der Universität München von 1925 bis 35 und erneute von 1946 bis 48 (also bis zu seinem 80. Lebensjahr) inne. Wichtige Beiträge zum Vedischen verdanken wir auch dem Münchner Indogermanisten Klaus Strunk (o. M. 1979, Klassensekretar 1988–2004).

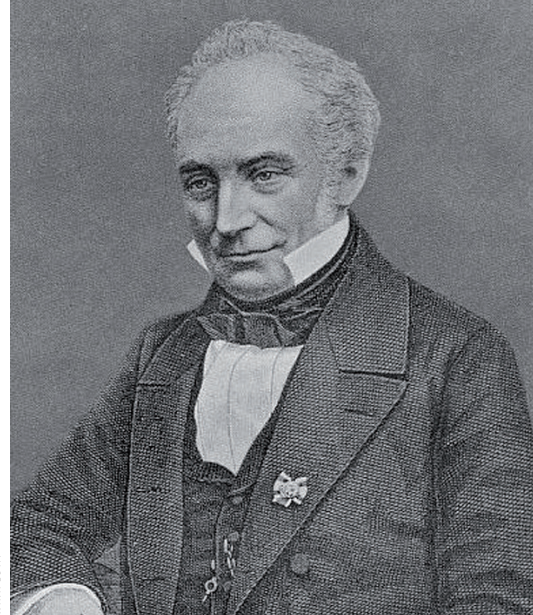
Dem Vedischen besonders nahe steht das (altiranische) Avestische, benannt nach dem Avesta, der heiligen Schrift der Parsen (d. h. der Anhänger Zarathustras), und es finden sich in den Texten beider Sprachen auch überraschende religiöse Parallelen. In Erlangen hat diese Fachrichtung eine lange Tradition, die mit dem Iranisten Friedrich v. Spiegel (korr. M. 1848) beginnt und später mit der Vedistik und Indogermanistik

verknüpft wurde. Hier wirken heute Johanna Narten (o. M. 1995), die bedeutende Untersuchungen zur vedischen Sprache und zur Religion des Avesta veröffentlichte, und der Indogermanist Norbert Oettinger (o. M. 2006).

Sanskrit

Auf die vedische Periode folgt um 500 v. Chr. die des (klassischen) Sanskrit, eine Selbstbezeichnung dieser Sprache, die „zurechtgemacht, in Regeln gebracht“ bedeutet. Die Kenntnis der Sanskrit-Grammatik und das Werk des Inders Panini (5. Jh. v. Chr.), das in einer Metasprache aus eigens erfundenen Kürzeln das klassische Sanskrit in feste Regeln fasst, schärfte die Methode der indogermanischen Sprachwissenschaft, die nun Verbwurzeln und Stammformen erschloss, die Gesetze des Ablauts erkannte und sogar Sanskritbegriffe wie *Sandhi* und *Dvandva* übernahm. Einer der besten Panini-Kenner war der Kyoto-Preisträger Paul Thieme (korr. M. 1983). Auch viele andere Wissenschaften wurden in Sanskrit behandelt, z. B. die Medizin (Ayurveda), Staatslehre, Theaterwissenschaft, Poetik, Mathematik und Elefantenkunde. Der Münchner Indologe Richard Simon erschloss die Sanskrit-Musikwissenschaft, und Julius Jolly (korr. M. 1886), der 1877 in Würzburg die indologische Tradition wieder aufnahm, die durch Franks Ruf nach München 1826 abgebrochen war, untersuchte eingehend medizinische und juristische Sanskrit-Texte.

Vom Tiefgang der religiösen und philosophischen Sanskrit-Texte wurden Geistesgrößen wie die Gebrüder Schlegel, Wilhelm v. Humboldt, Schelling, Schopenhauer, Tolstoj und Rolland beeindruckt; und die Dichtkunst begeisterte Herder, Goethe, Heine



WIKIPEDIA

und viele andere. Auch im 20. Jahrhundert wurden viele Autoren wie Hesse, T. S. Eliot, Joyce und Benn von der indischen Geisteswelt inspiriert. Unter den Übersetzern ist der polyglotte Dichter Friedrich Rückert (korr. M. 1832) hervorzuheben, der Sanskrit als Autodidakt erlernt hatte. Meisterhaft gelungen ist ihm seine Übertragung des Kunstgedichtes *Gitagovinda*.

Franz Bopp
(1791–1867).

Ernst Kuhn
(1846–1920).



INDOGERMANISTIK LMU

Prakrit und Pali

Die reglementierte Hochsprache Sanskrit wurde unterströmt von den mittelindoarischen Volkssprachen, die eigene Literatursprachen (Prakrits) hervorbrachten. Auf bestimmten Volkssprachen beruhen der Kanon der Jaina-Religion wie der Pali-Kanon der Buddhisten, der im 1. Jh. v. Chr. in Ceylon (Sri Lanka) aufgezeichnet wurde. Um das Pali haben sich in München Ernst Kuhn (o. M. 1883; Klassensekretar 1900–20) und Wilhelm Geiger (a. o. M. 1888) verdient gemacht.

**Steindruckwieder-
gabe der Devanagari-
Schrift aus Franks
Sanskrit-Chrestomathie
(München 1820).**

Wir verweisen nur auf Geigers Edition und Übersetzung von zwei in Pali verfassten Ceylon-Chroniken.

Da Sanskrit die anerkannte Bildungssprache war, entstand neben dem Pali-Kanon auch ein buddhistischer Sanskrit-Kanon, der uns durch zentralasiatische Handschriftenfunde bekannt wurde – in den 1990er Jahren wurden neue Manuskripte aus Afghanistan zugänglich, die derzeit von dem Münchner Indologen Jens-Uwe Hartmann (o. M. 2001) bearbeitet werden.

Die neuindischen Sprachen

Aus den verschiedenen Volkssprachen entwickelten sich seit 1000 bis 1200 n. Chr. die neuindoarischen Sprachen wie Hindi, Bengali, Oriya, Panjabi, Sindhi, Nepali, Singalesisch. Auch die Sprache der Sinti und Roma ist indoarischen Ursprungs. Dagegen gehören die dravidischen Sprachen (Telugu, Tamil, Malayalam, Kannada u. a.) sowie die Munda-Sprachen und bestimmte Idiome nicht-indogermanischen Sprachfamilien an. Als Begründer der neuindoarischen Philologie gilt Ernst Trumpp (o. M. 1876), der als Missionar 15 Jahre in Karachi, Peshawar und Lahore verbrachte. Er veröffentlichte Grammatiken des Sindhi (1872) und Paschtu (1873) und übersetzte den *Adigranth*, den in Alt-Hindi geschriebenen heiligen Text der Sikh-Religion (1877). Der Pali-Spezialist W. Geiger (s. o.), der Feldforschungen in Ceylon trieb, behandelte ausführlich das (neben Tamil) auf Ceylon gesprochene Singalesisch und die damit verwandte Sprache der Malediven, der er in den Sitzungsberichten der Akademie Maldivische Studien (1900, 1902) widmete.

Die indischen Schriften

Die Schriftzeichen der Induskulturen (3./2. Jahrtausend v. Chr.) sind bis heute unentziffert, und es gibt nur Mutmaßungen, welche Sprache sie wiedergeben. Fast alle indischen Schriften gehen auf die Brahmi zurück, die in den Edikten von Kaiser Aschoka (3. Jahrhundert v. Chr.) erscheint. Auf ihr beruht auch die bekannteste indische Schrift, die Devanagari, in der die meisten Sanskrit-Texte überliefert sind und die auch für Hindi, Marathi und Nepali verwendet wird. Erstmals in der Schriftgeschichte wurden von den Sanskritgrammatikern die Vokale und Konsonanten nach festen phonetischen Kriterien angeordnet (s. Abb. aus

LITERAE DAEVANĀGARICAE.

Vocales

| <i>simplices</i> | | | | <i>diphthongae</i> | |
|----------------------------|-------------------------|------------------|-------------------------|--------------------|-------------------------|
| <i>breves</i> | | <i>longae</i> | | <i>ab initio</i> | <i>in medio et fine</i> |
| <i>ab initio dictionis</i> | <i>in medio et fine</i> | <i>ab initio</i> | <i>in medio et fine</i> | | |
| अ | a | आ | ā | ए | ae |
| इ | i | ई | ī | ऐ | ai |
| उ | u | ऊ | ū | ओ | o |
| ऋ | ri | ॠ | rī | औ | au |
| ऌ | lri | ॡ | lri | | |
| अं an | | अः ah- | | | |

Consonantes

| | | | | | | | | | |
|---|------|---|-------|---|------|---|-------|-----|------|
| क | ka | ख | kha | ग | ga | घ | gha | ङ | ṅa |
| च | tsha | छ | tshha | ज | dsha | झ | dshha | ञ | ṅa |
| ट | ta | ठ | tha | ड | da | ढ | dha | ण | ṅa |
| त | ta | थ | tha | द | da | ध | dha | न | na |
| प | pa | फ | pha | ब | ba | भ | bha | म | ma |
| य | ja | र | ra | ल | la | व | va | | |
| श | sa | ष | sha | स | sa | ह | ha | क्ष | ksha |

Franks Sanskrit-Chrestomathie). Durch die indische Kolonisierung Südostasiens im 1. Jahrtausend n. Chr. wurden verschiedene Varianten der Brahmi-Schrift für die Sprachen Birmas, Thailands, Kambodschas und Indonesiens adaptiert. Indischen Ursprungs ist auch die tibetische Schrift, die im 7. Jahrhundert n. Chr. der tibetische König Srong-btsan sgam-po schaffen ließ, um seinem Land durch eine reiche Übersetzungsliteratur die Lehre des Buddha zu erschließen.

Marginalie zum Begriff „arisch“

Linguistisch bedeutet „indoarisch“ eine indogermanische indische Sprache und „arische Philologie“ die Wissenschaft von den indogermanischen Sprachen Indiens und Irans. Da die (indogermanischen) Inder und Iraner sich selbst als Arier bezeichneten, ist hier dieser Begriff politisch korrekt. Seit Anfang des 20. Jahrhunderts wurde von Sekten wie den Ariosophen und einzelnen Rassetheoretikern der Begriff „arisch“ verfälscht und auf eine fiktive „nordische Rasse“ übertragen. Das NS-Regime führte 1933 zur Diskriminierung der Juden den berüchtigten Arierparagraphen ein und verwendete das Unwort „nichtarisch“ mit tödlicher Konsequenz. Auch brachte es bei uns das Hakenkreuz in Verruf. Dagegen ist in Indien und anderen Ländern der Svastika (so das Sanskrit-Wort für Hakenkreuz) ein Ehrfurcht erheischendes Symbol, das stets ein friedliches Glückszeichen gewesen ist.

„Bonn und München werden gute Faktoreien sein“

Von Heinrich Heine stammt die Beobachtung: „Portugiesen, Holländer und Engländer haben lange Zeit jahraus, jahrein auf ihren großen Schiffen die Schätze Indiens nach

Hause geschleppt; wir Deutsche hatten immer das Zusehen. Aber die geistigen Schätze Indiens sollen uns nicht entgehen. Schlegel, Bopp, Humboldt, Frank usw. sind unsere jetzigen Ostindienfahrer; Bonn und München werden gute Faktoreien sein.“

Franz Bopp führte August Wilhelm v. Schlegel ins Sanskrit ein, der 1818 den ersten indologischen Lehrstuhl in Deutschland in Bonn erhielt, das damals „Benares am Rhein“ genannt wurde. Bopp war auch der Sanskritlehrer von Wilhelm v. Humboldt (ausw. M. 1808), der ihn 1821 an die Universität Berlin berief. So wurde Bopp erst in der Regierungszeit von Maximilian II. 1850 ausw. Mitglied der Bayerischen Akademie. In München lehrte von 1826 bis 1840 der aus Würzburg berufene Othmar Frank „*nichtbiblische Sprachen*“, vor allem Sanskrit. Nach dem Druck seiner Sanskrit-Chrestomathie (1820/21) nahm ihn auf Schellings Rat die Akademie auf (a. o. M. 1821, o. M. 1835). Im Jahr 1823 erschien in Würzburg seine Sanskritgrammatik, die erste in Deutschland.

Wie Heine richtig bemerkt hat, war die deutsche Indologie nicht mit kolonialen Interessen verknüpft, was sogar Edward W. Said in seinem Buch *Orientalism* (1978, p. 19) einräumt.

Der Indianismus Ludwigs II.

Wie heute noch in Linderhof und auf dem Schachen sichtbar, hatte Ludwig II. eine Vorliebe für das Maurische, aber auch Indien fesselte ihn. Auf dem Dach der Münchner Residenz wurde nach seinen Plänen ein (schon nach seinem Tod abgerissener) Wintergarten errichtet, der ein Fabel-Indien zur Schau stellte. Als Separatvorstellungen ließ er zwei Stücke des altindischen Dichters Kalidasa inszenieren:



ZORA STRANKIDS

Sakuntala, dessen Lektüre schon Goethe begeisterte, und *Urvashi*. Auch drängte er Richard Wagner – leider vergeblich –, eine Oper *Die Sieger* zu komponieren, dessen Sujet aus dem buddhistischen Sanskrit-Kanon stammt, das beide (König und Komponist) aus dem Werk von Eugène Burnouf *Introduction à l'histoire du buddhisme indien* (1844) kannten. So ist es nicht zufällig, dass in seiner Regierungszeit 1868 an der Universität München der Lehrstuhl für Sanskrit und vergleichende Sprachwissenschaft begründet wurde, auf den das jetzige Institut für Indologie und Iranistik zurückgeht – die vergleichende Sprachwissenschaft war 1909 als eigenes Fach abgetrennt worden.

Martin Haug (1827–1876).

Der erste Inhaber dieses Lehrstuhls war Martin Haug (o. M. 1868) von 1868 bis 1876, der zuvor als Sanskrit-Professor in englischen Diensten in Indien tätig war, aber auch lichtwerfend über die avestische Religion, die Sprache und Literatur des Mittelpersischen (Pehlevi) sowie über die in Bombay lebendige Tradition der Parsen schrieb. Aus Haugs Nachlass erwarb die Bayerische Staatsbibliothek ihre erste größere Sammlung an Sanskrit-Texten.

Jenseits des Ganges

Der bereits als Pali-Spezialist erwähnte Ernst Kuhn, der von 1877 an vier Jahrzehnte lang Haugs Nachfolger in München war, richtete den Blick auch auf Hinterindien. Er hielt 1881 in der Akademie die Festrede über die „transgangetischen Völker“, und 1889 erschien in den Sitzungsberichten der Akademie *Beiträge zur Sprachkunde Hinterindiens*. Sein Schüler Lucian Scherman (o. M. 1929) verband Sanskrit mit der Völkerkunde Asiens zu einem Exzellenz-Cluster *avant la lettre*. Mit seiner Frau Christine führte er Feldforschungen in Birma durch, und als Direktor des Münchner Völkerkundemuseums (1907–33) schenkte er nicht nur Indien, sondern auch Ost- und Südostasien besondere Aufmerksamkeit (s. „Akademie Aktuell“ 04/2006).

Mit Emil Schlagintweit, dem Autor von *Buddhism in Tibet* (1863), dessen drei ältere Brüder Forschungsreisen in Indien und Hochasien unternommen hatten, kam erstmals ein Tibetologe in die Akademie (korr. M. 1864). Albert Grünwedel (korr. M. 1899), ein Schüler Kuhns, nahm an der ersten und dritten der vier archäologischen Turfan-Expeditionen (1902/03 und 1905/07) teil und berichtete über die erste in den Abhandlungen der Bayerischen Akademie 1906 und über die dritte in dem Buch *Altbuddhistische Kultstätten in Chinesisch-Turkestan*. Später bearbeitete und übersetzte er wichtige Texte des tibetischen Tantrismus.

Für das im Auftrag der Kommission für zentral- und ostasiatische Studien der Akademie erarbeitete *Wörterbuch der tibetischen Schriftsprache*, dessen 1. Lieferung 2005 erschien, war die Einbeziehung des Sanskrit unerlässlich. Da eine Vielzahl buddhistischer Sanskrit-Texte ins Tibetische übersetzt wurde, enthält die tibetische

Schriftsprache eine Fülle von Sanskrit-Entlehnungen, die eigene Einträge erhalten.

Ausländische Indologen in der Akademie

Zur Gelehrten-galaxie der Akademie gehörten von Anbeginn ausländische Wissenschaftler. Auf die vier eingangs genannten Engländer folgten weitere Koryphäen der Indologie: der Pariser Buddhologe Eugène Burnouf (ausw. M. 1838), der in London tätige Theodor Goldstücker (ausw. M. 1868), der die *Sanskrit Text Society* gründete, der Leidener Sanskritist und Altjavanist Johan H. C. Kern (korr. M. 1874), der Kopenhagener Viggo Fausboell (ausw. M. 1892), der Pariser Buddhologe Émile Senart (korr. M. 1905), der aus Basel stammende Jacob Wackernagel (korr. M. 1931), der in Zürich lehrende Manu Leumann (korr. M. 1950), der Wiener Manfred Mayrhofer (korr. M. 1977), der ein etymologisches Wörterbuch des Altindischen verfasste, sowie der Amerikaner Franklin Edgerton (korr. M. 1936), der das Standardwerk *Buddhist Hybrid Sanskrit* (1953) schrieb.

Zuletzt, um sie besonders hervorzuheben, erwähnen wir Otto v. Boethlingk (ausw. M. 1887), der in St. Petersburg das große Sanskrit-deutsche Wörterbuch erarbeitete, zu dem der Tübinger Indologe Rudolf v. Roth (ausw. M. 1852) vedisches und medizinisches Material beisteuerte, und den in Oxford wirkenden Max Müller (ausw. M. 1851), der in Indien als der berühmteste Deutsche gilt, weil er den Rigveda drucken ließ und die *Sacred Books of the East* (50 Bände) herausgab. Das Goethe-Institut nennt deshalb seine Zweigstellen in Indien „Max Mueller Bhavan“. Ähnlich ist auch der deutsche Keltologe Johann Kaspar Zeuß in Irland ungleich angesehener als in seinem Heimatland (s. „Akademie Aktuell“ 04/2006).

Für Fachfremde mag es erstaunlich sein, welch hohes Ansehen die deutsche Indologie, insbesondere die Sanskritistik in Indien hat. Wir möchten an dieser Stelle an die bahnbrechenden Leistungen indischer Indologen erinnern, z. B. als Herausgeber bisher unbekannter Texte oder als Lexikographen. In Pune erscheint seit 1976 das *Encyclopaedic Dictionary of Sanskrit on Historical Principles*, dessen Zeitrahmen weit großzügiger bemessen ist als der des Thesaurus *linguae Latinae*. Auch stellen wir anerkennend fest, wie bedeutend der Anteil anderer europäischer Länder und Amerikas an der Erforschung der indischen Geisteswelt ist. Da ist es erfreulich zu sehen, wie viele ausländische Indologen seit 1815 in die Bayerische Akademie aufgenommen wurden.

Bibliographische Hinweise:
Zum Fach s. Heinz Bechert & Georg v. Simson (Hg.), Einführung in die Indologie, ²1993; zur Wissenschaftsgeschichte s. Ernst Windisch, Geschichte der Sanskrit-Philologie und indischen Altertumskunde, 2 Bde. 1917 und 1920; Helmuth v. Glasenapp, Das Indienbild deutscher Denker, 1960; Wilhelm Halbfass, Indien und Europa, 1981 und V. Stache-Rosen, revised by A. Stache-Weiske, German Indologists, ²1990. Von vielen Einzeluntersuchungen heben wir hervor: Franz Babinger, Othmar Frank (1770–1840), in: „Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte“ 1959, Bd. 22/1, S. 77–123. Die Glasenapp-Stiftung förderte den Nachdruck der „Kleinen Schriften“ von Wilhelm Geiger (1973), Paul Thieme (1984 u. 1996), Hanns Oertel (1993), Rudolf v. Roth (1994), Julius Jolly (2001) und Lucian Scherman (2001).

Der Autor lehrte von 1963 bis 1998 Indologie und Tibetologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München.





NEUE MITGLIEDER

Wahlergebnisse 2007

EINMAL IM JAHR MACHT DIE BAYERISCHE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN VON IHREM SELBSTERGÄNZUNGSRECHT GEBRAUCH UND WÄHLT NEUE MITGLIEDER ZU.

VON ELLEN LATZIN

Am 16. Februar 2007 fand die Zuwahl der neun neuen Mitglieder der Bayerischen Akademie der Wissenschaften statt. Satzungsgemäß werden nur Persönlichkeiten aufgenommen, deren wissenschaftliche Leistung „eine wesentliche Erweiterung des Wissensbestandes darstellt“.

Philosophisch-historische Klasse



Ulrich Konrad

Ulrich Konrad (geb. 1957) ist seit 1996 Ordinarius für Musikwissenschaft und Vorstand des Instituts für Musikwissenschaft an der Universität Würzburg. Er studierte an den Universitäten Bonn und Wien und wurde 1983 mit einer Arbeit über den Komponisten Otto Nicolai promoviert. Seine 1992 erschienene Habilitationsschrift mit dem Titel *Mozarts Schaffens-*

weise, in der er die Fragmente und Entwürfe Mozarts editierte und analysierte, hat methodisch neue Wege erschlossen und das überlieferte Mozartbild tiefgreifend revidiert. Er wies nach, dass Mozart keineswegs mühelos „im Kopf“ komponierte, sondern ein hochbewusst planender, strategisch denkender und überaus zielbewusst arbeitender Komponist war. Mit dieser und zahlreichen weiteren Arbeiten etablierte er sich als einer der führenden Mozart-Forscher. Außerdem forscht er u. a. über die Anfänge der Instrumentalmusik. Ulrich Konrad erhielt mehrere Auszeichnungen, darunter 2001 den Leibniz-Preis der DFG, und ist seit 2005 Vorsitzender der Akademie für Mozart-Forschung der Internationalen Stiftung Mozarteum in Salzburg.

Korrespondierendes Mitglied

Zum korrespondierenden Mitglied wurde **Ernst Steinkellner** (geb. 1937) gewählt. Nach Promotion und Habilitation an der Universität Wien verbrachte er mehrere Jahre an der University of Pennsylvania. 1973 erhielt er den Lehrstuhl für Buddhismuskunde und Tibetologie am Institut für Südasiens-, Tibet- und Buddhismuskunde der Universität Wien, den er bis 2006 inne hatte. Er ist einer der besten Kenner der Geistes- und Philosophiegeschichte Indiens und Tibets. In zahlreichen Arbeiten hat er sich insbesondere mit der logisch-

erkenntnistheoretischen Schule des Buddhismus beschäftigt. Im Zentrum seines Schaffens steht die Erschließung der Werke und Terminologie des indischen Philosophen und Logikers Dharmakīrti aus dem 7. Jahrhundert n. Chr. Er ist seit 1988 wirkliches Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Der Bayerischen Akademie der Wissenschaften ist er seit vielen Jahren verbunden als Berater für das Wörterbuch der tibetischen Schriftsprache, das die Kommission für zentral- und ostasiatische Studien herausgibt.



Ernst Steinkellner

Mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse

Gerhard Abstreiter (geb. 1946) ist seit 1987 Lehrstuhlinhaber für Experimentelle Halbleiterphysik und Vorstand des Walter-Schottky-Instituts der Technischen Universität München. Seine Forschungsaktivitäten, die große interna-



Gerhard Abstreiter

tionale Anerkennung fanden, befassen sich mit mehreren Gebieten der modernen Festkörperphysik, von den Grundlagen der Halbkörperphysik über die Eigenschaften von nanostrukturierten Festkörpern, die Nanoelektronik, die Optoelektronik und die Quanteninformationstechnologie bis hin zu Bio-Nanotechnologie und Bioelektronik. Außerdem ist Gerhard Abstreiter ein sehr erfolgreicher Hochschullehrer, der für seine spannenden Vorlesungen bekannt ist, und zugleich ein engagierter Wissenschaftsmanager. Für seine Leistungen erhielt er neben zahlreichen Preisen und Ehrungen 1987 den Leibniz-Preis der DFG sowie im vergangenen Jahr den Schelling-Preis der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. 1999 und 2000 leitete er das Walther-Meißner-Institut der Bayerischen Akademie der Wissenschaften kommissarisch.

Arndt Bode (geb. 1948) ist seit 1987 Ordinarius für Rechner-technik und Rechnerorganisation und seit 1999 Vizepräsident der Technischen Universität München. Nach dem Studium der Information an der Universität Karlsruhe (TH) wurde er 1975 mit einer Arbeit über computergestützten Unterricht promoviert. Als international hoch renommierter Pionier in der Entwicklung und Nutzung

von Parallelrechnern in Natur- und Ingenieurwissenschaften war er u. a. maßgebend an der Errichtung des „Bayerischen Kompetenznetzwerks für wissenschaftliches Höchstleistungsrechnen“ beteiligt. Seit 1994 ist er Mitglied der Kommission für Informatik der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, seit 2002 Mitglied des Direktoriums des Leibniz-Rechenzentrums.



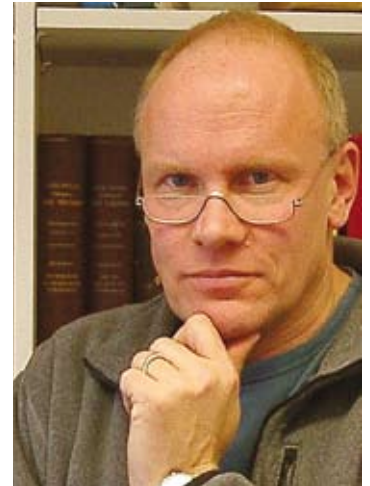
Arndt Bode

Hans-Peter Bunge (geb. 1964) ist seit 2003 Ordinarius für Geophysik an der Ludwig-Maxilians-Universität München. Zuvor lehrte er an der Princeton University. Seine 1996 abgeschlossene Promotion befasste sich mit der globalen Mantelkonvektion. Er forscht über die Anwendung von Höchstleis-



Hans-Peter Bunge

tungs-Rechnungen auf Probleme der Erd- und Planetenentwicklung einschließlich Kern-, Mantel- und Krustendynamik. Vor kurzem



Benedikt Grothe

entwickelte er ein innovatives strömungsmechanisches Inversionsprogramm für die feste Erde, mit dessen Hilfe die Deformationsentwicklung des Erdkörpers explizit rückwärts in der Zeit bestimmt werden kann. Er ist Sprecher des Münchner GeoZentrums und Mit-Initiator des 2004 eingerichteten Graduiertenkollegs THESIS des Bayerischen Elitenetzes.

Benedikt Grothe (geb. 1960) ist seit 2003 Ordinarius für Neurobiologie an der Universität München. Er studierte hier Biologie und Psychologie und wurde 1991 mit einer neurophysiologischen Arbeit zur Echoortung promoviert. Mit einem Nachwuchspreis der Deutschen Zoologischen Gesellschaft ging er 1991/92 an die University of Texas in Austin und dann an das Center for Neural Sciences in New York. Zurück in München habilitierte er sich 1996 mit Untersuchungen zum biauralen Hören bei Säugtieren. Auf diesem Arbeitsgebiet entwickelte er ein neues Erklärungsmodell, mit dem die bislang nicht verstandene Hypergenauigkeit im Mikrosekundenbereich

der neuronalen Hörverarbeitung dargelegt werden kann. Seine Forschungen sind daher von grundlegender Bedeutung nicht nur für das menschliche Hören, sondern auch für die Musikwissenschaft und die Rhythmuswahrnehmung. Benedikt Grothe hat mehrere Graduiertenkolleges begründet und holte eines der vier Bernstein Center für Computational Neurobiology nach München. Er ist Sprecher des neuen interdisziplinären Verbundes Munich Center of Neuroscience – Brain and Mind, in dem Neurobiologen, Kliniker, Juristen, Philosophen, Psychologen und Soziologen zusammenarbeiten.

Nach Stationen in Tübingen, Melbourne, Mainz und Ulm ist **Hermann Wagner** (geb. 1941) seit 1989 Lehrstuhlinhaber für Medizinische Mikrobiologie, Immunologie und Hygiene an der TU München. Er beschäftigt sich intensiv mit der zellbasierten Immunologie, insbesondere mit



Hermann Wagner

der so genannten angeborenen Immunologie. Dabei hat er als einer der Ersten erkannt, dass spezielle DNA-Sequenzen bei Säugetieren



Gerhard Höfle

eine Immunreaktion auslösen. Die Entdeckung dieser CpG-DNA-Abwehrreaktion erregte weltweites Aufsehen. Erst kürzlich konnte er zeigen, dass bakterielle single-stranded RNA durch den Toll-Like-Rezeptor 7 und 8 erkannt werden und zu einer Immunantwort führen. Wagner ist außerdem ein erfolgreicher Wissenschaftsorganisator und hat in München einen SFB zum Thema „Zielstrukturen für selektive Tumorintervention“ aufgebaut.

Korrespondierende Mitglieder

Gerhard Höfle (geb. 1940) war bis 2005 Leiter der Abteilung Naturstoffchemie an der Gesellschaft für Biotechnologische Forschung, Helmholtz-Zentrum für Infektionsforschung in Braunschweig. Der gebürtige Münchner forschte nach seiner Promotion an der TU München am amerikanischen MIT, habilitierte sich 1975 an der TU Berlin für Organische Chemie und wurde 1978 nach Braunschweig berufen. Er erforschte die bis dahin vernachlässigten Myxobakterien, eine Gruppe überall vorhandener Bodenbakterien, die heute zu den wichtigsten mikrobiellen Sekundärstoffproduzenten zählen, etwa für Pharmawirkstoffe oder Pflanzenschutzmittel. Sein größter Erfolg

war die Entdeckung des Epothilons, das bei der Behandlung von Chemotherapie-resistenten Tumoren Wirkung verspricht.

Yuri Matiyasevich (geb. 1947) ist seit 1980 Abteilungsleiter des Steklov-Instituts der Russischen Akademie der Wissenschaften und seit 1989 Professor für Mathematik an der Staatlichen Universität



Yuri Matiyasevich

St. Petersburg. Noch als Student wurde er international durch die Lösung des so genannten 10. Hilbert'schen Problems bekannt, also der Frage nach der algorithmischen Lösbarkeit ganzzahliger Gleichungssysteme. Er bewies 1970, dass es den von Hilbert geforderten Algorithmus nicht geben kann, was zu den herausragenden Resultaten der Mathematik im 20. Jahrhundert gehört. Zu seinen weiteren Forschungsschwerpunkten gehören die Zahlentheorie und die mathematische Logik.

Die Autorin ist seit 2007 Pressesprecherin der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.



NACHRUF

Horst Leuchtman

AM 9. APRIL 2007 IST DER LANGJÄHRIGE MITARBEITER DER MUSIKHISTORISCHEN KOMMISSION DER BAYERISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN HORST LEUCHTMANN NACH LANGER SCHWERER KRANKHEIT VERSTORBEN.



Horst Leuchtman
(geb. 26. 4. 1927,
gest. 9. 4. 2007).

VON BERNHOLD SCHMID

Befragt nach seiner Herkunft pflegte der gebürtige Braunschweiger Horst Leuchtman zu antworten: „von dort, wo Bayern sich mählich zu seinen Gestaden neiget.“ Die Musikgeschichte Bayerns war ihm wesentliches Anliegen; einer ihrer

Gipfelpunkte, Orlando di Lasso und sein Wirken am Münchner Hof, stand im Zentrum seiner wissenschaftlichen Arbeit. Schon seine 1957 abgeschlossene Dissertation *Die musikalischen Wortausdeutungen in den Motetten des Magnum opus Musicum von Orlando di Lasso* war diesem Komponisten gewidmet.

Führender di Lasso-Experte

In der Musikhistorischen Kommission, deren Mitarbeiter er von 1958 bis 1995 war, wurde ihm die Aufgabe übertragen, die heute so genannte Alte Lasso-Gesamtausgabe in revidierter Neuausgabe herauszubringen, von der er acht Bände edieren konnte. 1986 übernahm er zusätzlich die Redaktion der Neuen Reihe der Lasso-Gesamtausgabe, deren letzten, 1995 erschienenen Band (die Bußsalmen) er herausgegeben hat. Die Editionstätigkeit, dazu die heute maßgebliche Biographie „seines“ Komponisten, schließlich die grundlegenden Studien zu den Quellen für Lassos Musik, deren Ergebnis ein (vom Autor der vorliegenden Zeilen fertig gestelltes) dreibändiges Verzeichnis von Lassos gedruckten Werken ist, weisen ihn als den führenden Experten für Orlando di Lasso aus.

Edition der Quellen

Horst Leuchtman hat Lassos Briefe und Massimo Troianos Beschreibung der Münchner Fürstehochzeit von 1568 herausgegeben, außerdem war er einer der Initiatoren und Organisatoren der Feierlichkeiten und Aktivitäten in den Lasso-Gedenkjahren 1982 und 1994; zwei opulente Ausstellungskataloge zeugen davon. Wenn wir heute bei der Arbeit über diesen Komponisten auf gesicherten Grundlagen stehen, so ist das zum großen Teil sein Verdienst.

Pflege bayerischer Musikgeschichte

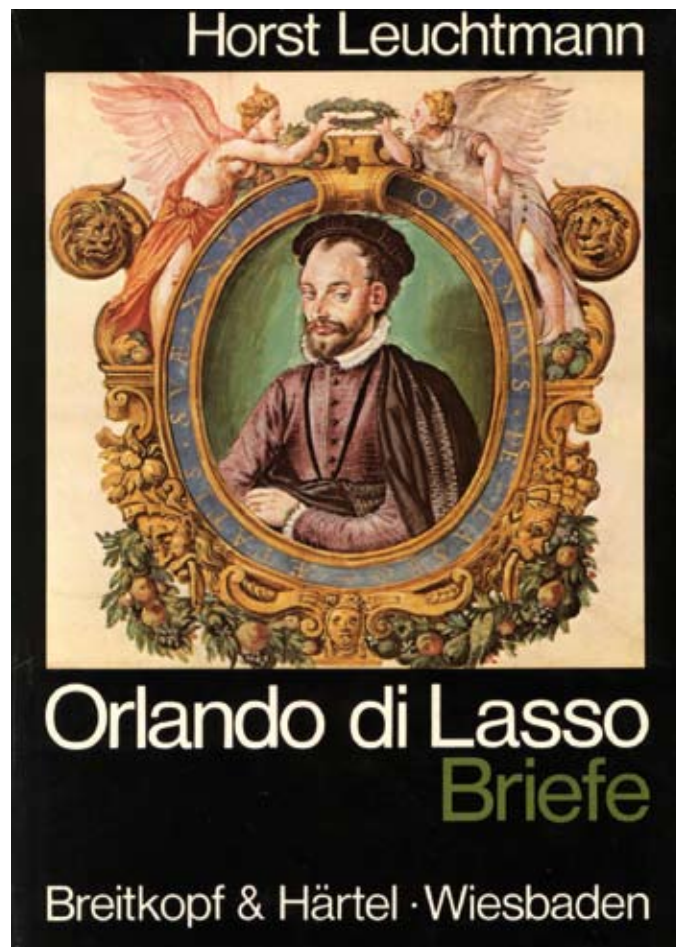
Auch sonst tat er viel für die bayerische Musikgeschichte: so konnte er zwei Bände mit Musik aus der Bayerischen Hofkapelle zur Zeit Lassos vorlegen, mitgewirkt hat er an der vom Landesverband Bayerischer Tonkünstler betreuten Buchreihe *Komponisten in Bayern*, ein Gedenkbuch für Carl Orff (1985) entstand unter seiner Herausgeberschaft, und von 1972 bis 1995 war er Redakteur von „Musik in Bayern“, der Zeitschrift der Gesellschaft für Bayerische Musikgeschichte. Schließlich verdankt ihm das von ebener jener Gesellschaft initiierte *Bayerische Musikerlexikon* grundlegende Arbeiten (heute als *Bayerisches Musikerlexikon Online* unter www.bmlo.lmu.de im Internet aufrufbar).

Musikalische Lexikographie

Die musikalische Lexikographie war sein zweiter fachlicher Schwerpunkt: Er war leitender Redakteur für das 1978 erschienene polyglotte Musikfachwörterbuch *Terminorum Musicae Index Septem Linguis Redactus* und er hat mehrere Auflagen eines ursprünglich zusammen mit der Komponistin und Anglistin Philippine Schick erarbeiteten deutsch-englischen Fachwörterbuchs zur Musik betreut. Zahllose Aufsätze und Rezensionen zeugen darüber hinaus von seinen weitgespannten Interessen und seiner umfassenden Kenntnis der Musikgeschichte, die er als Lehrer an der Musikhochschule München sowie an den Universitäten München und Augsburg weitergeben konnte.

Übersetzungstätigkeit

Zu den weiteren Aktivitäten Horst Leuchtmanns zählt seine Tätigkeit als Übersetzer – eine Reihe von Büchern und Buchbeiträgen zur Musik hat er aus dem Englischen, Französischen, Italienischen und



aus dem Niederländischen ins Deutsche übertragen. Zu nennen ist hier u. a. Ignace Bossuyts 1994 in Leuven erschienenen Buch *De Vlaamse polyfonie*, das 1997 unter dem Titel *Die Kunst der Polyphonie* in deutscher Sprache herauskam.

Zahlreiche Ehrungen wurden ihm zuteil: die Bayerische Akademie der Wissenschaften hat ihn 1995 mit dem Dr. Juergen Krackow-Preis ausgezeichnet, seit 1986 war er Honorarprofessor der Musikhochschule München, 1989 wurde er Mitglied der Bayerischen Akademie der Schönen Künste, 1996 erhielt er das Bundesverdienstkreuz.

Humor und Warmherzigkeit

Im Sommer 1983 bin ich Horst Leuchtman erstmals persönlich begegnet. Damals war mir nicht bewusst gewesen, dass ich viele Jahre eng mit ihm zusammenarbeiten

würde. Alle, die Horst Leuchtman gekannt haben, erinnern sich an seine Schlagfertigkeit, die Virtuosität und Brillanz, mit der er treffsicher alles auf den Punkt zu bringen wusste – er war ein begnadeter Laudator und Festredner. Mit seinem Witz verstand er es, oft nachhaltig für gute Laune zu sorgen. Dazu kommt seine Warmherzigkeit, seine Hilfsbereitschaft. Mitunter konnte er sich bedingungslos für etwas einsetzen, das er für notwendig und wichtig hielt. Die ihn näher kannten, wussten indes auch um seinen tiefen Ernst und seine Nachdenklichkeit.

Aufgrund seiner Krankheit war es ihm nicht vergönnt, seinen Ruhestand zu genießen und wissenschaftliche Pläne umzusetzen.

Der Autor ist wissenschaftlicher Mitarbeiter der Musikhistorischen Kommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.



AKADEMIE INTERN

Kurz notiert

VON GISELA VON KLAUDY

RUNDE GEBURTSTAGE

85 JAHRE

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. **Otto Braun-Falco**, Professor emeritus für Dermatologie und Venerologie, am 25. April 2007.

80 JAHRE

Prof. Dr. **Manfred Eigen**, Honorarprofessor für Biophysikalische Chemie, am 9. Mai 2007.
Prof. Dr. **Christopher N. L. Brooke**, Dixie Professor emeritus of Ecclesiastical History, am 23. Juni 2007.
Prof. Dr. **Andrew Streitwieser**, Professor emeritus of The Graduate School, am 23. Juni 2007.

75 JAHRE

Prof. Dr. **Burghart Wachinger**, Professor emeritus für Deutsche Philologie, am 10. Juni 2007.

70 JAHRE

Prof. Dr. Dr. sc. e. h. **August Böck**, Professor emeritus für Mikrobiologie, am 23. April 2007.
Prof. Dr. **Gerald D. Feldman**, Professor für Geschichte, am 24. April 2006.

Prof. Dr. Dr. h. c. **Anna Morpurgo Davies DBE**, Diebold Professor emeritus of Comparative Philology, am 21. Juni 2007.

65 JAHRE

Prof. Dr. **Helmut Schwichtenberg**, Professor für Mathematik, am 5. April 2007.
Prof. Dr. **Peter Zieme**, Honorarprofessor für Turkologie, am 19. April 2007.
Prof. Dr. **Walter Koch**, Professor für Geschichtliche Hilfswissenschaften, am 22. April 2007.
Prof. Dr. Prof. h. c. mult. **Franz Hofmann**, Professor für Pharmakologie und Toxikologie, am 21. Mai 2007.
Prof. Dr. Dr. h. c. mult. **Bert Sakmann**, Professor für Neurophysiologie, am 12. Juni 2007.

Prof. Dr. **Peter Stotz**, Professor für Lateinische Philologie des Mittelalters, am 28. Juni 2007.

VERSTORBEN

Prof. Dr. **Gustave Choquet**, Professor emeritus für Mathematik, * 1. März 1915 † 14. November 2006.
Prof. Dr. **Horst Leuchtman**, früherer Redaktor der Orlando di Lasso-Gesamtausgabe der Musikhistorischen Kommission, * 26. April 1927 † 9. April 2007.

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. **Jürg Niehans**, Professor emeritus für Theoretische Nationalökonomie, * 8. November 1919 † 23. April 2007.

Prof. Dr. **Arno Borst**, Professor emeritus für Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit, * 8. Mai 1925 † 24. April 2007.
Prof. Dr. Dr. h. c. **Carl Friedrich Frhr. von Weizsäcker**, Honorarprofessor für Philosophie, * 28. Juni 1912 † 28. April 2007.
Prof. Dr. **Karl Georg Hauck**, Professor emeritus für Mittelalterliche Geschichte, * 21. Dezember 1916 † 8. Mai 2007.
Monika Blaga, Sekretärin der Deutschen Geodätischen Kommission, * 27. Dezember 1955 † 30. Mai 2007.

ORDEN, PREISE, EHRUNGEN

Prof. Dr. **Gerhard Abstreiter**, Professor für Physik, Heinz Maier-Leibniz-Medaille.
Prof. Dr. **Eberhard Weis**, Professor emeritus für Neuere Geschichte, Einhard-Preis.

MITGLIEDSCHAFTEN UND EHREN- MITGLIEDSCHAFTEN

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. **Peter Häberle**, Professor emeritus für Öffentliches Recht, Rechts-

philosophie und Kirchenrecht, Mitglied der Nationalen Akademie für Rechts- und Sozialwissenschaften Argentinien.

AUSGESCHIEDENE MITARBEITERIN

Gabrielle Gorblich, technische Angestellte am Walther-Meißner-Institut, am 31. Dezember 2006.

NEUE MITARBEITERIN

Dr. Ellen Latzin, Pressereferentin, seit 1. April 2007.

DIENSTJUBILÄEN

25-jähriges Dienstjubiläum: **Gerhard Landherr**, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Leibniz-Rechenzentrum, am 1. Mai 2007.

WEITERE PERSONALIA

Zu Sprechern der hauptberuflich tätigen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler wurden wiedergewählt: Dr. **Johannes John** und Dr. **Johann Ramminger** für die Philosophisch-historische Klasse sowie Dr. habil. **Dietrich Einzel** und Dr. **Heidi Escher-Vetter** für die Mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse.





Am 10. März 2007 hat Eberhard Weis den in Erinnerung an den Biographen Karls des Großen von den Bürgern Seligenstadts gestifteten Einhard-Preis erhalten. Der Preis in Höhe von 10.000 Euro wird seit 1999 alle zwei Jahre an den Autor einer großen Biographie über eine Persönlichkeit von europäischer Bedeutung verliehen, in den vergangenen Jahren unter anderem an den Historiker Otto Pflanze und den Historiker und Publizisten Joachim Fest.

Den Einhard-Preis erhielt Eberhard Weis für seine zweibändige Biographie über den bayerischen Minister und Reformen Maximilian Graf von Montgelas unter großer Beteiligung der Bürgerschaft im Rahmen eines Festakts, dem in der alten Seligenstädter Basilika mit der Grabstätte Einhards ein musikalisches und literarisches Gedenken vorangegangen war. Die Laudatio hielt der Schriftsteller Hans Pleschinski.



ADALBERT STIFTER-GESAMTAUSGABE

Biographie – Wissenschaft – Poetik

STIFTER UND STIFTERFORSCHUNG IM 21. JAHRHUNDERT – EINE VERÖFFENTLICHUNG DER KOMMISSION FÜR NEUERE DEUTSCHE LITERATUR.

VON JOHANNES JOHN

Wenn der Jahresbericht der Kommission für Neuere deutsche Literatur vermerkt, dass im Jahr 2006 kein

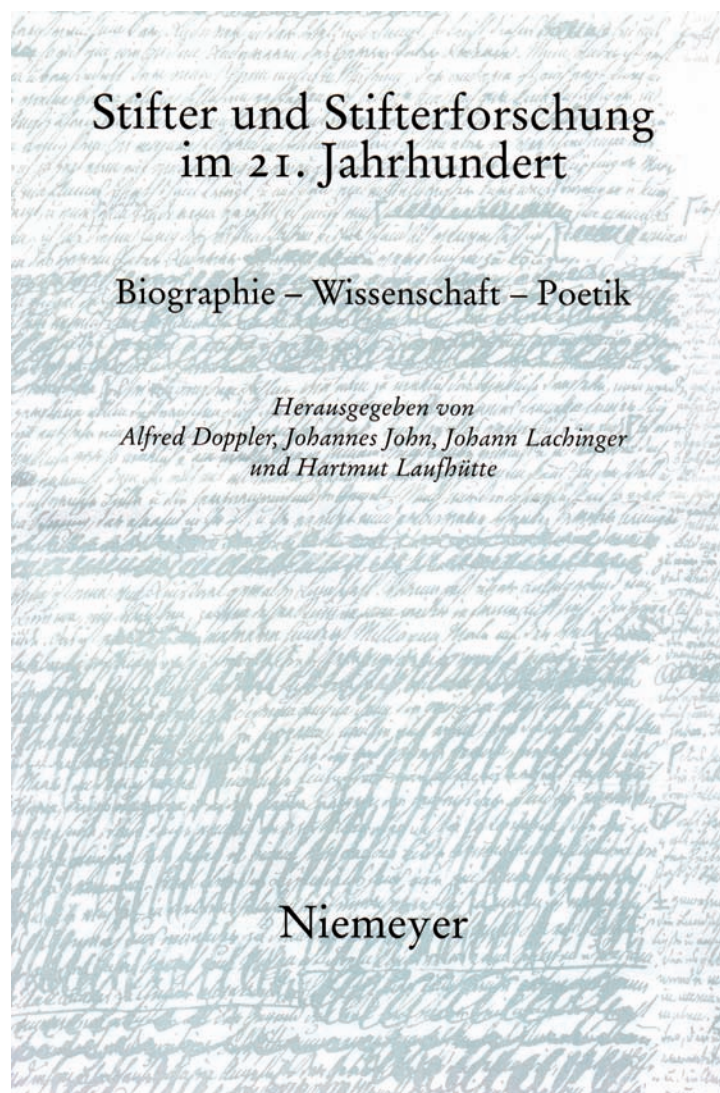
Band erschienen ist, so ist dies zum einen korrekt – und zugleich doch nicht ganz zutreffend. Zwar konnte innerhalb der inzwischen 26 Bände umfassenden *Historisch-Kritischen Ausgabe der Werke und Briefe Adal-*

bert Stifters – nach insgesamt 15 seit 1995 veröffentlichten Bänden – 2006 keine weitere Publikation vorgelegt werden, was seinen Grund vor allem darin hat, dass mit den geplanten vier Bänden der *Amtlichen Schriften zu Schule und Universität* (10. Abteilung) sowie den *Briefen von und an Stifter* (11. Abteilung), für die insgesamt 8 Bände veranschlagt sind, zwei umfangreiche neue Editionsabschnitte in Angriff genommen wurden, die es zunächst gründlich vorzubereiten gilt.

Mit dem von Alfred Doppler (Innsbruck) und Hartmut Laufhütte (Passau), den beiden Hauptherausgebern der Edition, sowie Johann Lachinger (Linz), dem ehemaligen Leiter des Adalbert-Stifter-Instituts, Linz, und Johannes John, dem Redaktor der *Historisch-Kritischen Ausgabe* bei der Kommission für Neuere deutsche Literatur der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, gemeinsam herausgegebenen Band *Stifter und Stifterforschung im 21. Jahrhundert: Biographie – Wissenschaft – Poetik* konnte 2006 dennoch eine eigenständige Publikation abgeschlossen werden, die dann vom Tübinger Niemeyer Verlag Anfang März 2007 ausgeliefert wurde.

Die Stifter-Symposien

Der Band versammelt insgesamt 19 Beiträge namhafter Stifterforscherinnen und -forscher, die auf einem gleichnamigen Symposium zwischen dem 22. und 25. Oktober 2003 in Linz-St. Magdalena gehal-



Alfred Doppler,
Johannes John, Johann
Lachinger und Hartmut
Laufhütte (Hg.), *Stifter
und Stifterforschung
im 21. Jahrhundert.
Biographie – Wissen-
schaft – Poetik*. Nie-
meyer, Tübingen 2007,
306 S., 19 Abb., Ln.
ISBN 978 3 484 10901 8,
68,00 €.



LITERATUR **StifterHaus**

00. Literaturhaus im StifterHaus
Adalbert-Stifter-Platz 1
A-4020 Linz
Telefon (0732) 7720/11294-11298
www.stifter-haus.at

Text & Kontext
Wissenschaft/Sprache/Diskurs

Einladung

Donnerstag


31. Mai 2007, 19.30 Uhr

KULTUR

Buchpräsentation

Stifter und Stifterforschung im 21. Jahrhundert
Biographie – Wissenschaft – Poetik
(Max Niemeyer Verlag, Tübingen)

Präsentation durch die Herausgeber:
UNIV.-PROF. DR. ALFRED DOPPLER (Innsbruck)
DR. JOHANNES JOHN (München)
HR DR. JOHANN LACHINGER (Linz)
UNIV.-PROF. DR. HARTMUT LAUFHÜTTE (Passau)



Adalbert Stifter, 1805

ten und für den Druck nochmals ergänzt und erweitert wurden. Diese Tagung wiederum stand in der Tradition jener Symposien, die sich – jeweils unter einem thematischen Schwerpunkt – an die alljährlich im Oktober stattfindende Arbeitskonferenz der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der *Historisch-Kritischen Ausgabe* anschließen: das erste dieser Symposien stand dabei 1996 in Linz unter dem Thema *Fassungen – Fragmente – Vollendungen in der Literatur von Adalbert Stifter bis Franz Kafka*; es folgten *Textgenese und Interpretation* (Salzburg, 1997), *Autorschaft und Autorisation* (München, 1998), *Ich an Dich. Edition, Rezeption und Kommentierung von Briefen* (Innsbruck 1999), *Edition und Kommentierung von Briefen* (München 2000), *Natur bei Stifter; Lenau, Keller und Droste-Hülshoff* (Linz 2001) sowie *Schule und Universität im Blickfeld Stifters* (Passau 2002). Was in Linz (1996), Salzburg sowie in Innsbruck und München (1999/2000) vorgetragen wurde, lässt sich mittlerweile in drei Sammelbänden nachlesen.

Stifter-Jahr 2005

Wenn der nunmehr veröffentlichte, von der Bayerischen Akademie der Wissenschaften wie dem Adalbert-Stifter-Institut des Landes

Oberösterreich geförderte vierte Band dieses Zyklus' diesmal ausführlicher und umfangreicher konzipiert war als seine Vorgänger, so geschah dies mit Blick auf das „Stifter-Jahr 2005“, in dem sich – vielfach und vielfältig gefeiert – der Geburtstag des am 23. Oktober 1805 im südböhmischen Oberplan (Horní Planá) geborenen österreichischen Schriftstellers, Malers und Pädagogen zum zweihundertsten Male jährt. Bieten solche Symposien den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Stifter-Ausgabe ein willkommenes Forum, die über den unmittelbaren editionsphilologischen Kontext hinaus gewonnenen Erkenntnisse – also gewissermaßen den ‚Mehrwert‘ historischer-kritischer Detailarbeit – der wissenschaftlichen Diskussion zu präsentieren, so galt es diesmal zugleich, die zumal in den beiden letzten Jahrzehnten erarbeiteten vielfältigen Forschungsergebnisse zu Leben und Werk Stifters zu sichten und zu werten, um daraus unter den thematischen Schwerpunkten *Biographie – Wissenschaft – Poetik* Ziele, Aufgaben und Perspektiven für die künftige Stifter-Forschung zu formulieren.

Wenn auch hier – auf dem Terrain methodischer Reflexion wie literaturwissenschaftlicher Interpretation,

der innerhalb Historisch-Kritischer Editionen doch eher enge Grenzen gesetzt sind – Bandherausgeber und Mitarbeiter der Stifter-Ausgabe maßgeblich beteiligt sind, was sich darüber hinaus im Übrigen auch in zahlreichen weiteren, inzwischen veröffentlichten Vorträgen, Aufsätzen und Tagungsbeiträgen zum ‚Stifter-Jahr 2005‘ dokumentiert, so mag dies ein weiteres gewichtiges Argument gegen das Vorurteil bilden, Historisch-Kritische Grundlagenforschung verlasse, wenn überhaupt, nur selten und ungern den Bezirk wissenschaftlicher Elfenbeintürme. Im Gegenteil: auf welche Weise die *Historisch-Kritische Stifter-Ausgabe* viel beachtet und durchaus erfolgreichen Publikationen der letzten Jahre erst den Boden bereitet hat, davon wird im nächsten Heft von „Akademie Aktuell“ ebenso die Rede sein wie rückblickend von der Feierstunde im Adalbert-Stifter-Institut, Linz, wo die Herausgeber am 31. Mai 2007 ihren Band der Öffentlichkeit vorgestellt haben.

Der Autor ist wissenschaftlicher Mitarbeiter der Kommission für Neuere deutsche Literatur der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und Redaktor der Historisch-Kritischen Ausgabe der Werke und Briefe von Adalbert Stifter.





JAHR DER GEISTESWISSENSCHAFTEN 2007

Auf den Spuren der Geisteswissenschaften

MIT EINER VIELZAHL VON BEITRÄGEN BETEILIGT SICH DIE BAYERISCHE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN AM JAHR DER GEISTESWISSENSCHAFTEN 2007.

VON MARTIN SCHÜTZ

Unter das „Sprachen“-Motiv, das die Veranstaltungen des Jahres der Geisteswissenschaften 2007 verbindet, stellte die Bayerische Akademie der Wissenschaften ihren zentralen Vortragszyklus in diesem Sommer.

Sprachen versteht sie in diesem Zusammenhang nicht nur als philologische Kategorie, sondern vielmehr als Kommunikations- und Diskursmedium schlechthin.

Die „Sprachen“ Europas

An drei Abenden, dem 5., 12. und 19. Juni 2007, stellten ordentliche Mitglieder der Akademie ausgewählte „Sprachen“ der Geisteswissenschaften vor: die Philosophie, die bildende Kunst und die Literatur. Die einzelnen Kurzvorträge eines Abends beleuchteten jeweils eine Leitfrage durch verschiedene Epochen und diskutierten die Bedeutung der Geisteswissenschaften als Ort der Reflexion und Weiter-

gabe des kulturellen Gedächtnisses. Im Anschluss an die Referate fand jeweils eine Podiumsdiskussion mit Beteiligung des Publikums statt. Die Veranstaltungsreihe stieß auf große Resonanz; es ist geplant, die Kurzvorträge in einer Publikation einem größeren Kreis zugänglich zu machen.

ABC der Kulturen

Am 2. Juni 2007 veranstalteten Universität München und Bayerische Akademie der Wissenschaften gemeinsam ein Wissenschaftsfest in der Ludwig-Maximilians-Universität München. Neben einem Plenarvortrag von Andreas Kablitz, der das Programm des Festivals



Den Auftakt der Veranstaltungsreihe „Sprachen Europas“ bildete der Vortragszyklus „Die Sprache der Philosophie – Logos, Ratio, Vernunft“ mit den Professoren Werner Beierwaltes, Rolf Schönbberger und Carlos U. Moulines (sitzend von links). Die Moderation übernahm Prof. Wolfhart Pannenberg (stehend).





mit dem Titel „ABC der Kulturen“ eröffnete, gab es Kurzvorträge, Exponate, Poster, interaktive Veranstaltungen und Lesungen in parallelen Zeitblöcken. Mehrere Kommissionen nutzen diese Gelegenheit, ihre Arbeit vorzustellen und mit dem zahlreich erschienenen, interessierten Publikum zu diskutieren. Im Einzelnen beteiligten sich von Seiten der Akademie folgende geisteswissenschaftliche Projekte:

der *Thesaurus linguae Latinae* mit dem Workshop „Wir schreiben einen Lexikon-Artikel für den *Thesaurus linguae Latinae*“, das *Bayerische Wörterbuch* mit dem Vortrag „Fremd- und Lehnwörter im bairischen Dialekt – Spiel der Kulturkontakte“ von Prof. Anthony Rowley und die *Orlando di Lasso-Gesamtausgabe*, die – ebenso wie die anderen Beteiligten auch – auf einem Poster ihre Arbeit ausführlich erklärte.

Sprache – Bild – Schrift

Anlässlich des „Jahres der Geisteswissenschaften“ zeigen in Berlin sieben der in der Union zusammengeschlossenen deutschen Akademien der Wissenschaften ausgewählte Forschungsprojekte zu den Kulturen des antiken Mittelmeerraumes. Die Ausstellung besteht aus insgesamt 17 Projektstationen, die über das gesamte Pergamonmuseum und das Obergeschoss des Alten Museums verteilt sind.

Die Präsentationen konfrontieren die Darstellung aktueller Forschungsergebnisse, die von Hethitischen Schriften, dem Altägyptischen Wörterbuch und literarischen Keilschrifttexten aus Assur bis zum Kirchenlehrer Augustinus reichen, mit zahlreichen Originalwerken in den archäologischen Sammlungen der Museumsinsel. Ägyptisches Museum und Papyrussammlung, Antikensammlung,



Museum für Islamische Kunst und Vorderasiatisches Museum stellen sich als archäologisches Kompetenz-Zentrum und Partner altertumskundlicher Spitzenforschung an den deutschen Akademien dar. In Form von Postern und Exponaten in Vitrinen zeigen die Wissenschaftler aus den Akademien gemeinsam mit den Staatlichen Museen zu Berlin, wie unsere Vorfahren lebten, indem sie die von ihnen hinterlassenen Botschaften entschlüsseln: Alte Inschriften, Totenbücher, Urkunden, antike Vasen legen noch heute Zeugnis ab vom Leben und Sterben, dem Streben nach Wohlstand und Glück, den familiären und gesellschaftlichen Verhältnissen der Menschen, die z. T. Jahrtausende vor uns gelebt haben.

Diese Botschaften zu entschlüsseln, ist wegen der Unterschiede in Sprache, Schrift und kulturellem Verständnis sehr schwer. Weil wir aber gleichwohl ein großes Interesse daran haben zu erfahren, woher wir kommen, nehmen sich Experten

in den deutschen Akademien der Wissenschaften und den Staatlichen Museen zu Berlin der antiken Überlieferungen an und entschlüsseln sie für uns. Ein Teil der dabei zu Tage geförderten Botschaften wird in dieser Ausstellung vom 21. Juni bis zum 31. August 2007 auf der Berliner Museumsinsel zu sehen sein. Von der Bayerischen Akademie der Wissenschaften sind das *Corpus Vasorum Antiquorum* und das *Reallexikon der Assyrologie und Vorderasiatischen Archäologie* mit Posterpräsentation und Exponaten an dieser beeindruckenden Leistungsschau der deutschen Wissenschaftsakademien vertreten. Am Stand des Reallexikons wird außerdem demonstriert, wie Keilschriften geschrieben wurden: Die Besucher können selbst versuchen, kleine Schrifttafeln mit ihrem Namen herzustellen.

Im Internet finden Sie weiterführende Informationen zu der Berliner Ausstellung unter www.akademienunion.de/pressemitteilungen/2007-03/index.html

„ABC der Kulturen – Zur Funktion der Geisteswissenschaften in der akademischen Kultur der Gegenwart“ lautete der Titel des Eröffnungsvortrags bei der Gemeinschaftsveranstaltung von Universität München und Bayerischer Akademie der Wissenschaften, den Prof. Dr. Andreas Kablitz, o. Professor für Romanische Philologie und Vergleichende Literaturwissenschaft an der Universität zu Köln und seit 2006 korrespondierendes Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, am 2. Juni 2007 in der Aula der Universität hielt.



Alphabet der Menschheit

Die Akademienunion gibt zum Jahr der Geisteswissenschaften eine Broschüre mit dem Titel „Das Alphabet der Menschheit beginnt mit A wie Akademien“ heraus. Darin werden beispielhaft einige Projekte aus dem Akademienprogramm vorgestellt, in dem 160 Vorhaben mit mehr als 200 Arbeitsstellen koordiniert werden, die sich überwiegend mit geisteswissenschaftlicher Grundlagenforschung beschäftigen. Die Bayerische Akademie präsentiert in dieser Broschüre folgende Projekte aus dem Akademienprogramm: das *Reallexikon der Assyriologie und Vorderasiatischen Archäologie*, die *Max Weber-Gesamtausgabe*,

die *Deutschen Inschriften des Mittelalters und der frühen Neuzeit* (Münchner Arbeitsstelle), die *Gletscherforschung* und den *Thesaurus linguae Latinae*.

Die Broschüre kann kostenfrei bezogen werden über das Referat für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Bayerischen Akademie der Wissenschaften:

Alfons-Goppel-Straße 11
80539 München
Tel. 089/23031-1141
E-Mail presse@badw.de

Münchner Wissenschaftstage

Die Münchner Wissenschaftstage werden diesmal vom 20. bis 23. Oktober 2007 in der Universität München stattfinden. Sie stehen unter dem Thema „Leben und Kultur – von der biologischen Evolution zur kulturellen Entwicklung“.

Akademiepräsident Dietmar Willoweit wird sich am Samstag, dem 20. Oktober 2007, um 17.45 Uhr, mit einem Vortrag zum Thema „Die Entfaltung von Recht und Gesetzen in Stämmen, Staaten und Verbänden“ daran beteiligen.

Außerdem soll im Rahmen der Münchner Wissenschaftstage auch die Ausstellung der Akademienunion über die Entwicklung der Schrift gezeigt werden, die auf dem Wissenschaftssommer in Essen vom 9. bis 15. Juni 2007 zu sehen war.

Nähere Angaben dazu erhalten Sie im Internet unter www.muechner-wissenschaftstage.de

Der Autor ist Mitarbeiter im Referat für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.



HERAUSGEBER

PROF. DR. JUR. DIETMAR WILLOWEIT
PRÄSIDENT DER BAYERISCHEN
AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

CHEFREDAKTION

MARTIN SCHÜTZ
PRESSEREFERENT DER BAYERISCHEN
AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

ART DIRECTION

TAUSENDBLAUWERK
MICHAEL BERWANGER
INFO@TAUSENDBLAUWERK.DE

REDAKTIONSANSCHRIFT

BAYERISCHE AKADEMIE DER
WISSENSCHAFTEN
PRESSESTELLE
ALFONS-GOPPEL-STRASSE 11
80539 MÜNCHEN
TEL. 089-23031-1141
FAX 089-23031-1285
PRESSE@BADW.DE

AUTOREN DIESER AUSGABE

DR. HUGO BEIKIRCHER
PROF. DR. ARNDT BODE
PROF. DR. JOACHIM HAGENAUER
DR. JOHANNES JOHN
GISELA VON KLAUDY
PROF. DR. DIETER LANGEWIESCHE
DR. ELLEN LATZIN
DR. PETRA MAURER
PROF. DR. JAN-DIRK MÜLLER
DR. NORBERT H. OTT
PROF. DR. ANTHONY ROWLEY
DR. BERNHOLD SCHMID
DR. JOHANNES SCHNEIDER
PROF. DR. ROLF SCHÖNBERGER
MARTIN SCHÜTZ, M.A.
PROF. DR. ELISABETH STARK
DR. CHRISTINE STEININGER
DR. MARIE-LUISE WEBER
DR. CLAUDIA WICK
PROF. DR. FRIEDRICH WILHELM
PROF. DR. DIETMAR WILLOWEIT

VERLAG

BAYERISCHE AKADEMIE DER
WISSENSCHAFTEN
ALFONS-GOPPEL-STRASSE 11
80539 MÜNCHEN

ISSN: 1436-753X

ANZEIGEN

PREISE AUF ANFRAGE BEIM
PRESSEREFERAT DER BAYERISCHEN
AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

GESAMTHERSTELLUNG

LANDESAMT FÜR VERMESSUNG
UND GEOINFORMATION
ALEXANDRASTRASSE 4
80538 MÜNCHEN

Erscheinungsweise: 4 Hefte pro Jahr. Der Bezugspreis ist im Mitgliedsbeitrag der Freunde der BAfW enthalten. Alle Texte dieser Ausgabe dürfen ohne Genehmigung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften bei Nennung des Autors und der Quelle reproduziert werden. Um ein Belegexemplar wird gebeten. Die Wiedergabe der Abbildungen ist mit den jeweiligen Inhabern der Bildrechte abzuklären. Sie finden das Magazin auch als PDF (Portable Document Format) im Internet unter <http://www.badw.de>. Zum Lesen dieser Datei benötigen Sie das frei erhältliche Programm Adobe Acrobat Reader. Kostenloser Download der deutschen Version unter: <http://www.adobe.de/products/acrobat/>